



3 1761 06235335 4

PT

2399

Z5B6

1882

c. 1

ROBA



Paul Goldfarb
Premier

Paul Goldfarb
Premier

W. J. W.

W.

W.

recht egrancib ipe

152
I. 38 - 6

Quellen und Parallelen
zu
LESSING'S „NATHAN.“

VORTRAG

am 31. Jänner 1880,

im Saale der Handels-Akademie zu Prag

gehalten von

Dr J. S. BLOCH.

II. unveränderte Auflage.

WIEN, 1882.

P. LÖWY'S BUCHHANDLUNG

Praterstrasse 15.

Druck von Löwy & Alkalay Pressburg.

Nosterbeunder



Man bräute doch diese
Nachher vor eine
neue geachtete

111
2. 5. 6
Nathan Ihr, seid ein Christ

Sultan ich bin ein. Jude.

„Nathan, Ihr seid ein Christ“

Klosterbruder.

„Sultan, ich bin ein Jud.“

Nathan.

„Man bringe doch diesen Nathan vor eine
„rechtgläubige Synagoge und lasse sich
sagen, ob der ein Repräsentant des
„Judenthums.“

Kuno Fischer.

Klosterbruder

Nathan

Kuno Fischer

Klosterbruder

LIBRARY
MAY 19 1993
UNIVERSITY OF TORONTO

Als am achten September, dem letzten des vergangenen Decenniums, die Juden deutscher Zunge den 150. Geburtstag Moses Mendelssohns feierten, wurde mannigfaltig die Klage laut, dass die Nachwelt den üblichen Dankes- zoll den Manen dieses Weltweisen noch schuldet. Ist es aber wahr, dass der Dichter des Nathan in dieser Lichtgestalt voll Glanz und Hoheit das Bild und den Charakter des „Sokrates der Deutschen“ gezeichnet, so hat er im Voraus würdig gesühnt, was die Nachwelt undankbar sündigt; hat er dem innigverbundenen Freunde ein Denkmal gesetzt, herrlicher denn von Erz und Marmor, dessen Anblick bald mit schauernder Ehrfurcht, bald mit seligem Entzücken den Beschauer erfüllt.

Und in welch' heiliger, neidenswürdiger Umgebung sehen wir dieses Denkmal aufgestellt: Zur Rechten, Saladin, „der Held, der lieber Gottes Gärtner“ wäre; der grosse Feind der Bettler, „dass er mit Stumpf und Stiel sie

zu vertilgen sich vorgesetzt — und sollt er selbst darüber zum Bettler werden.“ Zu seiner Linken der Tempelherr, der Mann von der bittern Schale und dem guten Kern, ein grimmiger und unversöhnlicher Widersacher aller Menschenmäkelei; der vor den mächtigen Sultan wie vor Seinesgleichen tritt, ohne das stolze Auge niederzuschlagen. Zu seinen Füßen die klugfromme Recha, die so ungern irrt und so scharf disputirt; neben ihr Sittah, gleichsam ein weiblicher Saladin, voll Innigkeit und Sinnigkeit. „Tretet ein, auch hier sind Götter.“ Selbst die wilde und die zahme Biederkeit: Al Hafi und der Klosterbruder sind der Gesellschaft wohl würdig. — Bei so viel Sonne sehnt das Auge sich recht nach einigem Schatten; daher ist die glaubenseitle Daja, der es „an der Wiege nicht ward vorgesungen, dass sie nur darum ihrem Gemahl nach Palästina folgen würd’, um da ein Judenmädchen zu erziehen,“ sogar recht willkommen; nehmen wir selbst die weiblichduftende Niedertracht des gotteifrigen Patriarchen in den Kauf, der selber unzufrieden sich bei Seite schleicht, weil sein einfältig ausgeplauderter Herzenswunsch hier doch nur „Hypothes’ ist zu sagen: ein Problem“ bleibt. Erinnert man sich, dass in diesem Gottesstreiter, ein naturtrues Konterfei des

Hauptpastors an der Hamburger Katharinenkirche, des hochwürdigsten Herrn Johann Melchior Götze, unter den zahlreichen Gegnern Lessing's, der lauteste, in seiner Angriffsweise der bösartigste und widerwärtigste — vorgeführt werden soll, wird man seine Gegenwart mehr als gerechtfertigt, man wird an ihr selbst Gefallen finden. Ihm ist es zum Theil zu danken, dass in Lessing der Entschluss gereift ist, die Austragung seiner denkwürdigen literarischen Fehde „auf seiner alten Kanzel“ zu unternehmen; er hat dem Dichter, allerdings unfreiwillig, aber nicht unwesentlich, bei diesem „Hohenliede der Toleranz“ Hilfe geleistet, gleich jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

In Kreisen, in welchen der Gedankengang Dajas, die „ihren Werth als Christin“ nicht hoch genug anschlagen kann, tortlebt, ist es dem Dichter verargt, ja oft genug ein lauter Vorwurf gegen ihn erhoben worden, weil er angeblich das Christenthum vernachlässigt, herabgesetzt habe; denn der Tempelherr reiche nicht an die Höhe des Juden Nathan, und ein Christ, der Patriach, repräsentire den schlechtesten Charakter des Stückes. Nichts ist ungerechter als solche Klage. Das Christenthum sollte auf dieses Evangelium der Toleranz

mit betriedigtem Stolze blicken. S e i n sind sie alle, Nathan und Saladin, Sittah und der Tempelherr: Geisteskinder Lessings, der, wie er in einer seiner letzten Streitschriften betheuert hat, sich bewusst war, es gut mit seiner Kirche zu meinen. Der Dichter, der ihnen allen Geist von seinem Geiste eingehaucht hat, ist der Christ, welcher die Gesellschaft ergänzt: das sollte Alles aufwiegen! Auf welch' hoher Stufe der Aufklärung und Bildung müsse ein Volk stehen, wenn einer seiner Dichter sich zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniss göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte. „Wenigstens dünkt mich, sagt Mendelssohn, wird die Nachwelt so denken müssen. Aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessing's.“ So denken auch heute noch die wenigsten. Der Fürwitz und die Anmassung, die Beschränktheit und der Scharfsinn haben allerhand an diesem Drama zu mäkeln und zu deuteln gefunden. Ja, grade gegen das klare, durchsichtige Charakterbild Nathan's haben von je allerlei schiefe und gehässige Beurtheilungen sich gewagt, und wenn die Amts- und Gesinnungsgenossen des ehrwürdigen Patriarchen, die geistigen Nachkommen des Hamburger Hauptpastors Götze, in niederen Schmähungen sich zu ergeben pflegen wider

die heiligen Mauern des verklärten Dichters, so sind die Halb- und Scheinliberalen, gemilderter und gesitteter, genöthigt, ihren Unmuth wenigstens mit dem Mantel objektiver Wissenschaftlichkeit zu umhüllen, der aber oft so fadenscheinig und durchlöchert, dass die Blöße kaum anständig verdeckt wird. Das Bild des Juden Nathan, meinen sie, ist mit christlichen Farben gezeichnet und kolorirt: die einfältige Bemerkung des Klosterbruders, „Nathan, Ihr seid ein Christ“ ist der Ausdruck höchster Weisheit und reinsten Menschenkenntnis,¹⁾ die liebevolle Erwiderung Nathans dagegen, welche jeder Religion das gleiche Streben und die gleiche Kraft zuspricht, ihre Bekenner zur Höhe sittlicher Reife heranzubilden, aber falsch. „Denn nur das Christenthum,“ fügt Julian Schmidt hinzu, „lehret: Segnet die Euch fluchen, liebet Eure Feinde.“ „Keine Religion nährt so sehr das Gefühl des Hasses und der Rache,

¹⁾ In der Schrift: „Lessing, Jesus und Kant“ von Dr. F. Horn, Wien 1880, heisst es auf dem Titelblatt: „Nathan, ihr seid ein Christ! Lessing.“ Mit gleichem Fug hätte es heissen können: „Thut nichts! der Jude wird verbrannt! Lessing.“ Dort zeichnet der Dichter die Einfalt und Beschränktheit, hier die Niedertracht. Ihre Aeusserungen, ihm als seine eigenen, positiven Anschauungen unterschieben, ist ge adazu absurd und sündhaft.

wie die jüdische.“ Schon Emil Lehmann¹⁾ hat dem gegenüber, auf die biblischen Gebote, dem Feinde wohlzuthun, hingewiesen. 2. Buch Mose 23, 4; 3. Buch Mose 19, 17; [Prov. 20, 22, 24, 29; 25, 21. Allein auf die U e b u n g nicht auf die L e h r e kommt es an; wo aber hat jemals in der Geschichte das Christenthum diese Feindesliebe bewährt und bethätigt, Beweise der Milde, wohlwollende, freundliche Gesinnung gegen Andersdenkende, Andersgläubige an den Tag gelegt? „Das christliche Gebot der Demuth und Geduld, bis zu jener unnatürlichen und übertriebenen Forderung, die zweite Wange hinzuhalten, wenn man auf die eine geschlagen wird, haben Christen nie, die frommen und kireheneifrigsten am wenigsten, Juden aber sehr häufig geübt,“ sagt der berühmte, französische Gelehrte Alphonse Decandolle.²⁾

Wahr ist nur das Eine, dass das Bild Nathans nicht zu jener Zerr- und Missgestalt stimmen will, welche der mittelalterliche Glaubenshass vom Juden überliefert und populär gemacht hat. Daher hat das Unternehmen Nathan

¹⁾ Lessing in seiner Bedeutung für die Juden. Vortrag von Emil Lehmann. Dresden 1879.

²⁾ Histoire des sciences etc., Lyon 1873 p. 407. Vergl. die interessante Schrift: „Franzosen über Juden“ von Dr. A. Jellinek. Wien 1880.

Handwritten notes at the top of the page, including the word "Nathan" and other illegible cursive text.

den Juden zu entreissen und für das Christenthum zu reklamiren, seit dem Erscheinen des Dramas oft genug sich wiederholt. Man war und ist noch immer von der Wahnvorstellung beherrscht, dass es dem jüdischen Volke an den Vorbedingungen mangle, ein solches Ideal hervorzubringen und zu erziehen, dass mit dem jüdischen Wesen und dem jüdischen Charakter das Handeln Nathans und seine idealen Grundsätze sich nicht vereinen lassen. Immer noch denkt man sich den Juden im Ebenbilde Shylok's, ohngeachtet dass dieser ursprünglich und geschichtlich — ich will nicht sagen ein Christ, sondern lieber — ein Nichtjude, Namens Paula Maria Secchi in Rom, welcher dem Juden Simon Ceneda ein Pfund Fleisch von seinem Leibe halsstarrig auszuschneiden verlangte.“¹⁾ Der brittische Dichter, dessen Heimat die unglücklichen Nachkommen des hebräischen Volkes bei Lebensgefahr nicht betreten durften, zu dem nur die grausigen Märchen, welche der Aberglaube und die Einfalt von ihnen sich erfunden hat, dringen konnten, hat jenen Unmenschen zum Juden gemacht, um wenigstens ein psychologisches Motiv für die unmenschliche Handlung sich zu schaffen. Den-

¹⁾ Vergl. Gregorio Leti, Leben Sixti V. P. 2. 4. XI. S. 3.

Handwritten signature or scribble at the bottom of the page, possibly reading "O. E. ...".

noch fehlt fast nie bei der Beurtheilung und Würdigung Nathan's ein Hinweis auf den Charakter Shylok's.

Erleuchteterer Männer, wie David Friedrich Strauss ¹⁾ und Kuno Fischer ²⁾ haben der Einsicht sich nicht verschlossen, dass Nathan vom Juden nun einmal nicht loszulösen ist, und der erste verlangt vom Darsteller des Nathan, dass er das jüdische Wesen, die Art des jüdischen Thuns scharf und klar pointire. Der zweite aber scheut die Mittel einer halsbrecherischen Spitzfindigkeit nicht, um wenigstens zwischen die s e m Juden und dem J u d e n t h u m eine Art chinesischer Mauer aufzuführen, ihren Zusammenhang geradezu umzukehren und auf den Kopf zu stellen. „Nicht weil das Judenthum die Religion der Duldung sondern weil es das Gegentheil ist, darum ist Nathan ein Jude.“ (S. 110) „Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob d e r ein Repräsentant des Judenthums.“ (S. 107.)

Für diese Aufgabe erbitte ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit. Sie ist interessant

¹⁾ Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauss, 1864.

²⁾ Lessings Nathan der Weise, Ideen und Charaktere der Dichtung. 2. Auflage, 1872.



genug, dass sich einer ihrer unterzieht. Wir wollen Nathan vor das Forum der rechtgläubigen Synagoge citiren, seinen Charakter und seine Handlungen ausschliesslich vom Standpunkt des Judenthums prüfen, wir wollen vor Allem zu seinen Lehren, seinen schönsten Sentenzen und Sprüchen, zu den Grundsätzen, in deren Geist er lebt und wirkt, die Quellen und Parallelen im hebräischen und rabbinischen Schriftthum aufsuchen und so ein Urtheil provociren, ob es wahr ist, was er selber vor Saladin bekennt:

„Sultan,

„Ich bin ein Jud.“

2.

1.

Ein gefeierter, deutscher Schriftsteller unternahm einmal einen Versuch: Nathan und Faust zur bessern Würdigung ihrer entgegengesetzten Charaktere miteinander zu vergleichen. In Faust das titanenhafte Ringen mit den ewigen Mächten, das wilde, dumpfheulende Grollen und Hadern über den missverstandenen Haushalt der Vorsehung, das, weil ohnmächtige, darum krankhafte Rütteln an den Grundvesten der Weltordnung, und in Nathan die wahrhaft göttliche Ruhe eines Weisen, der in und mit sich versöhnt, die Grösse des Menschenberufes mit weitem Blick erfasst hat; der in allem die Lichtseite herauszufinden weiss, um an ihr sein grosses Herz zu laben; gütig und nachsichtig selbst gegen die Schwäche, wenn sie nur mit einer Tugend verbunden ist, die er lieben darf, dessen Natur nichts so zuwider, wie das düstere, in sich zusammengeballte Brüten über die dunkeln Probleme des Menschendaseins. In Faust: die Tragödie des

Weltschmerzes, in Nathan: das Hohelied der Versöhnung! Aber nicht in der Verschiedenheit der Dichternaturen kann die so scharf zugespitzte Gegensätzlichkeit dieser beiden Charaktere ihre letzte Ursache haben. Jenes herzerreissende Klagelied einer gramesdüstern, mit sich zerfallenen Seele, erklingt aus dem gottgeküssten Munde des sangestrohesten Poeten, des glücklichsten in seinen glücklichsten Tagen; das Drama aber voll Licht und Sonnenschein ist das Kind eines tief unglücklichen Dichters, dem das Geschick die Sorge zur treuen Begleiterin gegeben hat, wurde geboren in einer jener durchwachten Nächte, in welchen der Kummer dem Schlafe die Herrschaft entwunden. Sein geliebtes Weib, eine gleichgestimmte Seele, an der er mit aller Innigkeit seines glutvollen Herzens hing, war ihm eben erst nach einjähriger Ehe vom Tode entrissen worden, ein Dekret des Ministeriums konfiscirte seine Schriften, nahm ihm die Censurfreiheit, untersagte ihm in Religionssachen im In- oder Ausland etwas drucken zu lassen, unterfing sich dem gewaltigen Genius die Fittige zu unterbinden.

Wenn nun dieses Schmerzenskind der Muse dennoch von so helleuchtendem Glanz und lachendem Sonnenschein umflossen ist, nirgends an die melancholische Nacht gemahnt,

in der es geboren; wenn der Dichter so sorgsam darüber wachte, dass er auch nicht unbewusst von seiner trüben, verbitterten Stimmung seinem Lieblingshelden einen Zug einhauche und übermittle, so kann das nicht zufällig, nicht planlos — wer wollte Planlosigkeit auch bei einem Lessing vermuthen — so kann das nur wohlüberlegt geschehen sein.

Friedrich Spielhagen, welcher jene Verschiedenheit zwischen dem Optimismus Nathan's und dem Pessimismus Faust's in glänzenden Antithesen schildert, ohne deren wahre Ursachen aufzudecken, hat hauptsächlich das Eine nicht berücksichtigt, nämlich, dass die Faustsage ein Kind des germanischen Mittelalters und in Nathan die Gestalt eines idealen Menschen uns vorgeführt werden soll, der aus dem Judenthum hervorgewachsen.

In der That, wenn Nathan ein wahrer und ganzer Jude sein soll, nicht ein christlicher Jude, einer wie er im befangenen Geist, in den ererbten falschen Vorstellungen lebt, sondern ein echter Sohn seines Stammes, ein Typus, wie ihn Lessing in edelster und vollkommenster Ausprägung in seinem Freunde Mendelssohn entdeckt hat, so musste ihm jeder Zug des Pessimismus, jeder Anflug des Weltsehmerzes fern gehalten werden. Der kluge,

praktische Sinn, der in diesem Stamme lebendig ausgebildet ist, seine Verstandsschärfe, die Anlagen zur Schwärmerei, die bei ihm in nur geringem Grade vorhanden sind, geben einer solch' mürrischen, krankhaften Stimmung wenig Raum, lassen sie wenigstens nicht Herrschaft über die Gedankenwelt gewinnen. Dem Juden ist die Welt nicht ein Jammerthal, er liebt das Leben und weiss es zu würdigen. Bernstein in einem seiner entzückendsten Bilder, welche er dem altjüdischen Familienleben liebevoll abgelauscht hat, in dem klassischen „Vögele der Maggid“, lässt in einer bezaubernden Scene den verliebten „Koschminer“, der sich von seiner Angebeteten verschmäht glaubt, vorläuter Liebesgram zu Kotzebues Verzweiflung greifen. Sein Freund aber der „Zempelburger“ wehrt ihm die Sünde: „die Verzweiflung ist vom Goy, ein Jud thur gar nicht verzweifeln.“

Die optimistischen Neigungen und Anlagen des hebräischen Stammes¹⁾ sprechen sich auch in seiner Religion aus. Nach vollbrachter Schöpfung hat Gott selber die Güte und Vollen-

¹⁾ Ueber den hebräischen Optimismus hat der grosse Kenner der jüdischen Volksseele, Dr. A. Jellinek ein glänzendes und interessantes Capitel geschrieben. Vergl. „Der jüdische Stamm.“ S. 104. ff. Wien 1869.

dung der Welt gepriesen. „Er sah Alles was er geschaffen und siehe da, es war sehr gut.“

Arthur Schopenhauer findet den Grundunterschied der Religionen in Optimismus und Pessimismus, keineswegs darin, ob sie Monotheismus, Polytheismus oder Dreieinigkeit lehren. Dieserhalb sind A. T. und N. T. einander diametral entgegengesetzt; ihre Vereinigung bildet einen der wunderbarsten Centauren. Das A. T. ist Optimismus, das N. T. ist Pessimismus. Der Optimismus Nathan's ist seine vornehmste hebräische Stammeseigenart.

Man ist allerdings gewohnt, zwei Schriften der hebräischen Bibel, Kohelet und Iliob in das Genre der Weltschmerzliteratur zu zählen. Allein es ist bedeutsam, dass der vielheimgesuchte Hiob vom Dichter zum Sohn, nicht des hebräischen, sondern des idumäischen Stammes gemacht wird, und auch ihn weiss er schliesslich zur Anerkennung der weisen Fügungen Gottes zu bekehren. Kohelet dagegen erweist sich in Form und Inhalt, in Sprache und Lehren von der hellenischen Gedankenwelt durchtränkt. Dennoch vermochte der Dichter seine hebräische Natur nicht ganz zu unterdrücken, und sie bricht hervor, oft plötzlich und unvermittelt, so in jenem lustschäumenden Ausrufe:

„Und süß ist das Licht und wonnig dem Auge, die Sonne zu schauen.“

Und das spätere Judenthum, das geächtete und zertretene, das gebeugte und gedehmüthigte, wie weit ist es von der düsteren Jammerthalthemie entfernt, wenn ein Lehrer im jerusalemischen Talmud bis zu der Aeusserung sich versteigt: „Dass jeder Mensch vor den Richterstuhl Gottes wird gefordert werden, für alles Schöne, das er mit seinem Augen gesehen und nicht genossen“; das ihm Blick, Sinn und Herz hätte erfreut, davon er aber düsteren und verstockten Gemüthes sich abgewendet.

Der Jude, ob er noch so schwere Gewitterwolken über seinem Haupte hat zusammenballen sehen, sobald sie sich verzogen, kehrte seine heitere, lebensfrohe Stimmung wieder, um welche seine Feinde oft ihm neid sein durften. Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert zogen dahin, seine Leiden steigerten sich immer mehr und mehr, liessen keinen frohen Ausblick auf eine Besserung zu, er aber blieb hoffnungsseelig und erlösungsgläubig: „Haschato awde leschono haboo bené chorin“, dieses Jahr sind wir noch Sklaven, im kommenden Jahr schon freie Männer. Dieser Optimismus hat etwas gewaltig

Erhabenes, rührend Erschütterndes. Kein Leid, so furchtbar es hereinbrechen mochte, war im Stande, ihn in die kalten Arme der Verzweiflung, des Lebenshasses zu treiben. Mit einer graniteneu Seele begnadet, an der des Unglücks immerneuheraustürmende Wogen und Wellen sich brechen und theilen mussten, lernte er frühzeitig der äusseren Erniedrigung den geheimen Stolz, das Bewusstsein seines inneren Werthes entgegensetzen, seine Hoffnung stärken, seinen Geist stählen an dem Glanze und an dem Reichthum seiner Vergangenheit, an der Würde und Hoheit seiner Geschichte, an der Kraft und Fülle, welche er in seinem Glauben fand, der ihm die nie erkaltete Lebenswärme einhauchte. Gedrängt und eingengt, gedrückt und niedergebeugt, baute er sich sein Heim im unangetasteten Reiche des Inneren auf, da war die Trauer um ihn her eingesunken, vergessen und bezwungen vor der Allgewalt des in ihm mächtigen Lebenstriebes. Einen Moment nur grollt Nathan, als das schwere Geschick ihm ereilt hat, drei Tage lang hadert er mit der Vorsehung, wie er der biedern frommen Einfalt des Klosterbruders erzählen darf:

- „Ihr tragt mich mit dem Kinde zu Darun;
 „Ihr wisst wohl aber nicht, dass wenige Tage

- „Zuvor in Gath die Christen alle Juden
 „Mit Weib und Kind ermordet hatten; wisst
 „Wohl nicht, dass unter diesen meine Frau
 „Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
 „Befunden, die in meines Bruders Hause,
 „Zu dem ich sie gefüchtet, insgesammt
 „Verbrennen müssen. — Als
 „Ihr kamt, hatt' ich drei 'Tag' und Nächt' in
 Asch'
 „Und Staub vor Gott gelegen und geweint.
 „Geweint? Beiher mit Gott auch wohl
 gerechtet,
 „Gezürnt, getobt, mich und die Welt ver-
 wünscht;
 „Der Christenheit den unversöhnlichsten
 „Hass zugeschworen.
 „Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
 „Sie sprach mit sanfter Stimme: „Und doch
 ist Gott!
 „Doch war auch Gottes Ratschluss das!
 Wohlan
 „Komm! übe, was du längst begriffen hast;
 „Was sicherlich zu üben schwerer nicht
 „Als zu begreifen ist, wenn Du nur willst.
 „Steh' auf!“ Ich stand auf, rief zu Gott:
 ich will!
 „Willst Du nur, dass ich will!“
 Der erniedrigende Hass und unfrucht-

bare Groll vermochte nie im Herzen des Juden dauernde Wurzel zu schlagen. Die Tugend der Selbstüberwindung, welche in Nathan ihre lebendigste Verkörperung gefunden, war von je geradezu eine Lebensbedingung des Juden. In der Kunst, sich über das Geschick zu erheben, um in allen äussern Stürmen die innere Freiheit und Fassung nicht zu verlieren, hat er sich frühzeitig üben müssen, darum auch hat er diese Kunst so gut erlernt. All' das bittere Unrecht, das ihm widerfahren war, alle namenlose Gehässigkeit, die er erduldet hatte, liessen in seinem Herzen keine Verbitterung zurück, waren nicht im Stande, den natürlichen Frohsinn, die Lebensfreudigkeit ihm zu trüben. Die grausigen Verfolgungen lernte er durch Jahrhunderte langer Uebung als eine Art Gewohnheitsrecht der Völker, als etwas Gegebenes, gleichsam Naturnotwendiges ansehen und betrachten, darüber er kaum mehr grübelte. Je mehr die Andern verlernt hatten in ihm den Menschen zu achten, desto eifriger und eifersüchtiger suchte er in den geheimsten Gemächern seines Innern das einfach Menschliche zu pflegen.

Ein preussischer (Gymnasialdirektor¹⁾ er-

¹⁾ Trosien in Virchow's Vorträge, Heft 263.

wähnt in seinem Vortrage über Nathan der Schlussworte in dem bekannten Trauerliede der von Sehnsucht nach der Heimat verzehrten babylonischen Gefangenen, welche dem übermüthigen, jubelnden Feinde, dem Bedränger ihres Vaterlandes, auf sein Verlangen, ein heiliges Zionslied zu hören, zurufen: „Du verstörte Tochter, Babel, heil dem, der dir vergilt, was du uns gethan hast, heil dem, der auch deine jungen Kinder dir nimmt und sie zerschmettert an den Felsen.“ Ps. 137. Damit wird das Dictum begründet und erwiesen, dass es keine Religion giebt, welche so sehr das Gefühl des Hasses und der Rache nährt, wie die jüdische.

Mit gleicher Berechtigung, wenn die vereinzelten Aeusserungen und Schmerzensklagen, welche ein beispiellooses Nationalunglück den verwundeten Gemüthern abpresst, entscheidend wären zur Beurtheilung oder Verurtheilung des gesammten Volkscharakters, dürfte auch Nathan als Ausbund des Hasses, der Rachsucht gelten; denn auch er hat „der Christenheit den unversöhnlichsten Hass zugeschworen.“

Der gelehrte Herr hat eben nicht erwähnt, dass jener wilde Aufschrei des übermächtigen patriotischen Schmerzes gerade, wie bei Nathan in der Lessing'schen Scene, nur ein

momentaner war, dem die Beruhigung bald gefolgt ist, in einer mildeatmenden, weisheitsvollen Rede, gesprochen von einem hervorragenden Propheten an seine unglücklichen, zertretenen, an tausend Wunden blutenden Exilbrüder: „Erstebet das Beste der Stadt (Babel) dahin Ihr verwiesen worden, betet für sie zu Eurem Gotte, denn in ihrem Wohl ist Euer Wohl.“ Jeremias 29, 7. Mit dieser wichtigen Ergänzung ist die Parallele zu dem Handeln Nathan's vollständig hergestellt, welches nicht im Gegensatze, vielmehr in voller Uebereinstimmung mit dem hebräischen Nationalcharakter sich bewährt.

II.

Faust und Nathan: Jener gehört der gelehrten Zunft, hat Philosophie, Juristerei, Medicin und leider auch Theologie durchaus studiert, heisst Doktor und Magister; Nathan ist ein Handelsmann: „Sein Saumthier treibt auf allen Strassen, zieht durch alle Wüsten, seine Schiffe liegen in allen Häfen.“ Sein Gott aber hat ihm von den Gütern dieser Welt das kleinste: Reichthum und das grösste: Weisheit im vollen Masse ertheilt, wie ihm Al Hafi der Sittah schildert.

Dabei ist er ein Herzenskundiger wie selten

ein Sterblicher, umfaßt er mit seinem Geiste alle Höhen und alle Tiefen des menschlichen Gemütes. Das Volk nennt ihn den Weisen.

Die Verbindung weltlichen Berufes mit Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis dürfen wir wohl als eine spezifisch-jüdische Erscheinung reclamiren.

Von den bedeutendsten Talmudisten wissen wir, dass sie als Handwerker, als Bäcker, Schneider, Schuster, Schmiede u. s. w. Nahrung und Erwerb sich suchten. Ihrem Ansehen that das keinen Eintrag, sie durften auf alle Ehrenstellen des Lehrhauses Anspruch erheben. Als Pflicht jedes Gelehrten erachtete man das gründliche Erlernen eines Gewerbes; „denn Wissenschaft ohne Gewerbe ruhe auf schwachem Grunde und sei gefährdet. (Sprüche der Väter 2, 2.) Sie selber aber, die Wissenschaft, dürfe zum Spaten nicht erniedrigt werden, um Schätze zu graben.“ (Das. 4, 7.) Lieber den grössten Arbeiten sich hingeben, um nur ungehemmt und ungeschnürt von Amt und Würde sich ganz zu gehören in den Stunden geistiger Forschung. R. Huna, ein Richter, sagte zu streitenden Parteien: „Stellt einen Mann mir, der während der Verhandlung für mich Wasser schöpft, davon ich mich ernähre, und ich will Euch gern richten.“ Ketub. 25.

Auch Maimonides, obgleich anerkanntes, geistiges Oberhaupt der Gesamtjudenheit, betrieb einen Juwelenhandel, Spinoza war bekanntlich Brillenschleifer, Mendelssohn Kaufmann.

Mancher unserer Zeitgenossen wird aus seiner Jugend die Erinnerung bewahrt haben an einen oder mehrere jener nun seltener gewordenen Männer mit der gedankenschweren Stirn und den seelenvollen Augen, aus deren Tiefe ein Himmel voll Weisheit und Güte entgegenstrahlte, gewohnt in den Geschäftsläden mit der Elle in der Hand vor dem offenen Talmudfolianten zu stehen, gleichbereit über ein wissenschaftliches Thema oder einen neuen Handelsartikel eine fachmännische Unterhaltung zu pflegen. An Gelehrsamkeit, welche sich nicht immer auf den blossen Talmud beschränkte, überragten sie oft die Oberrabbinen und in allen bedeutsamen religiösen Fragen wurden sie um ihr Gutachten angegangen. Die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, der theoretischen und praktischen Erfahrung, das zeitweilige Heraustreten aus der dumpfen, beklemmten Luft der engen Studirstube, schützte sie vor der hässlichen Einseitigkeit, hinderte, dass der Bücherstaub und der Wissensqualm vor dem Auge sich lagere, den Blick und das

Urtheil trübe für die Aufgaben des grossen Lebens.

III.

Faust ist an der unfruchtbaren Büchergelehrsamkeit erkrankt. Von den zahlreichen Schartecken, die seine hochgewölbten, gotischen Zimmer füllen, hat wol keine von seinem emsigen Fleiss eine Zurücksetzung erfahren, und er selnt sich endlich hinaus aus dem Kerker, „wo selbst das liebe Himmelslicht trübe durch gemalte Scheiben bricht.“ Nathan dagegen ist der Büchergelehrsamkeit nicht hold. Als Sittah über Recha's ungewöhnlich reiches Wissen erstaunt, ausruft:

„So jung, so klug, so fromm,
 „Was du nicht Alles weisst, nicht Alles musst
 „Gelesen haben.“

ist sie überrascht und gesteht, dass das Lesen ihr wahrlich schwer wird. Was sie weiss, weiss sie allein aus des Vaters Mund und könnte bei dem meisten noch sagen, wie, wo, warum er sie es gelehrt.

„Im ganzen Ernst. Mein Vater liebt
 „Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
 „Mit todten Zeichen in's Gehirn nur drückt,
 „Zu wenig.“

Um diesen Zug, welchen der Dichter

absichtsvoll hier eingeflochten, richtig zu würdigen, muss man sich erinnern, dass Mendelssohn im „Jerusalem“ die moderne Art der Erziehung mit jener, wie sie in alter, talmudischer Zeit üblich gewesen, in Gegeusatz gebracht und über die Einseitigkeit moderner Buchstabenmenschen manches geistvolle und scharfe Wort geäussert hat. „Wir lehren,“ klagt er, „und unterrichten einander nur in Schriften, lernen die Natur und Menschen kennen nur aus Schriften, arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiben. Selbst der Lehrer auf dem Katheder liest geschriebene Hefte ab. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen wir keine andere Unterhaltung als Spielen oder Vorlesen. Alles ist todter Buchstabe, nirgends der Geist der lebendigen Unterhaltung. Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können es kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden und vervollkommen kann, ohne Buch. Daher ist es gekommen, dass der Mensch für den Menschen fast seinen Werth verloren hat.“

„So war es nicht,“ fügt er hinzu, „in den grauen Tagen der Vorwelt, da war die Lehre noch genauer mit dem Leben, Betrachtung

inniger mit der Handlung verbunden. Der Mensch war dem Menschen nothwendiger; der Unerfahrene musste dem Erfahrenen, der Schüler seinem Lehrer auf dem Fusse nachfolgen, seinen Umgang suchen, ihn beobachten und gleichsam ausholen, wenn er seine Wissbegierde befriedigen wollte.“ (Jerusalem S. 61—63.)

Die jüdische Buchgelehrsamkeit und Vielleserei ist in der That relativ jungen Charakters. Vom Abschluss der Bibel und der biblischen Zeit musste beinah' ein ganzes Jahrtausend dahingehen, ehe von den Nachkommen der hebräischen Propheten ein neues Buch geschrieben wurde. Der Gesamttinhalt der Mischna und des Talmud war während langer Zeiträume bloss der mündlichen Tradition anvertraut. Männer, wie Simon Justus, Hillel, Gamaliel, Jochanan ben Sakai, Akiba u. s. w. haben nichts Schriftliches ihrem Volke hinterlassen. Philo und Josephus schrieben in griechischer Mundart und nicht für Juden. Bei aller geistigen Regsamkeit empfand man nicht den Mangel an Lectüre, das Bedürfniss nach geistiger Unterhaltung wusste in anderer Art sich Befriedigung zu schaffen.

Auch in den Schulen war der Unterricht ein mündlicher im strengsten Sinne. Nicht der todte Buchstabe, der Geist der lebendigsten

Unterhaltung herrschte dort. Auf Spaziergängen, bei täglich sich wiederholenden Gelegenheiten, lehrten, lernten die Talmudisten. Im rabbinischen Sprachgebrauch heisst Empfangen den Unterricht eines Weisen, soviel wie seinen Umgang geniessen. Ja, mancher Talmudist erzählt bei seinen Traditionen, gleich Recha „wie, wo und warum“ er die Lehre empfangen hat.

IV.

Der Dichter lässt uns einer Unterrichtsstunde Nathans anwohnen, mit eigenen Augen sollen wir sehen, wie, wo und warum er Lehren erteilt. Bei einer Feuersbrunst im Hause des auf weiten Reisen abwesenden Nathan, hatte der Tempelherr Recha dem sicheren Flammentode entrissen. Im Momente der Gefahr von Ohnmacht überfallen, war es ihr nicht möglich gewesen, das Bild des Lebensretters in Erinnerung zu bewahren, und er vermied es sorgfältig, ihr nachher zu begegnen. Die glaubensmächtige Daja bietet nun all' ihre weibliche Beredsamkeit auf, um es dem armen Wesen in den Kopf zu setzen, dass ein Engel es aus den Flammenfluthen geholt habe. Noch hat Recha den Schrecken nicht ganz überwunden, in ihrer Stimmung zittern die Wir-

kungen der überstandenen Gefahren nach, darum erliegt sie der Ueberredungskunst Dajas. Ihrem dankbaren Herzen thut es ohnehin wol, den Retter hoch zu erheben und höher zu stellen als alle übrigen Sterblichen. Der Dankbarkeit steht es an, unkritisch zu sein. „Die Kritik der Wohlthat wird leicht zur Vorrede des Undanks.“ Nathan selber habe ihr ja die Möglichkeit gelehrt, dass Engel sind, dass Gott zum Besten derer, die ihn lieben, auch Wunder thun könne. Sie aber liebt ihn von ganzem Herzen. Recha ist nicht gewöhnt, einen Gedanken, den sie einmal in sich aufgenommen, leichten Kaufes wieder preiszugeben; allgemeine Urtheile können noch weniger ihre Ueberzeugung zum Wanken bringen, und sie weiss mit grossem Scharfsinn selbst gegen Nathan ihren Engel zu vertheidigen. Wie er nun sein missleitetes Kind mit aller Schonung und Nachsicht zu belehren, von der Wunder- und Engelchwärmerei so gründlich zu heilen weiss, zeigt er sich als Muster pädagogischer Kunst und Freiheit. Zunächst lässt er ihr den Engel:

„Recha wär' es werth

„Und würd' an ihm nichts Schöneres seh'n,
als er

„An ihr.“

Nur der Möglichkeit, der blossen Möglichkeit

muss immerhin Erwähnung geschehen, dass dieser Engel vielleicht doch ein Mensch, ein Tempelherr war. Das Wunder würde an Wunderbarkeit und Glanz eher dabei gewinnen, denn irgend eine Einbusse erleiden. Musste dieser Tempelherr doch selber erst durch ein Wunder, und fürwahr kein geringes, dem Schwerte Saladin's entkommen! Saladin, welcher nie eines Tempelherrn, der sein Leben verwirkt hatte, geschont, von dem nie ein Tempelherr geschont zu werden verlangte, liess sich zu dem Unerhörten herbei, um einer entdeckten Aehnlichkeit willen.

- „Sich' eine Stirn' so oder so gewölbt;
- „Der Rücken einer Nase so vielmehr
- „Als so geführet; Augenbrauen die
- „Auf einen scharfen oder stumpfen Knochen
- „So oder so sich schlängeln; eine Linie,
- „Ein Bug, ein Winkel, eine Falte, ein Mal,
- „Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
- „Gesicht — und du entkommst dem Feu'r
in Asien.
- „Das wär' kein Wunder, wundersichtiges
Volk?
- „Warum bemüht Ihr denn noch einen Engel!⁴

Die einzigen, die grössten Wunder sieht Nathan in den naturgemässen Fügungen, in jenen oft räthselgleichen, geheimnissvollen Ver-

kettungen und Verschlingungen, jenen Irrgewinden, durch welche die waltende Hand Gottes die Geschieke der Einzelnen nach einem ewigen Plane unablenkbar hinschlingt. Den massiven und niedern Wundern aber, jenem offenkundigen und plumpen Ueberschreiten der Naturgesetze ist er durchaus abhold. Das erinnert lebhaft an die Mahnung des Deut.: „Wenn ein Prophet Dinge lehret, welche ausgemachten Wahrheiten zuwider sind, und er seine Sendung durch Wunder bekräftigt, Wunder vor den Augen Aller verkündet und eingetroffen, ihm dennoch nicht zu gehorchen; ja, den Wunderthäter zum Tode zu verurtheilen, wenn er zur Abgötterei verleiten will.“ Deut. 13, 3—4. Der Gesetzgeber wird offenbar von dem Gedanken geleitet, dass das wirklich Gesehene noch immer nicht ein gesesehenes Wirkliche ist. Seine Einschärfung hat innerhalb des Judenthums eine gewisse Respektlosigkeit vor massiven Wundern traditionell werden lassen, davon selbst der Talmud Spuren aufweist. Nathan leugnet nicht die Wunder an sich, er fasst sie bloß idealer, geistiger, nicht als plumpes Ueberschreiten der Naturgesetze.

Recha wird schwankend; sie irrt nicht gern und wenn sie irrt, lässt sie sich gern belehren. Aber die glaubensstarke Daja nimmt,

„wenn sie sprechen darf“ für sie das Wort zu der Bemerkung, dass, wenn die Rettung nun doch wunderbar war: was schadet's, dass man gleich an einen Engel denkt, wodurch man der ersten, göttlichen Ursache der Rettung sich so viel näher fühlt?

Nathan erklärt ihr zunächst, dass die stolze Eitelkeit, welche Gott in die eigene, niedere Sphäre herabzieht, dieses bewusste Vermengen und Vermischen des Göttlichen mit dem Menschlichen, in welchem sie sich so gern gefällt,

„Ist Unsinn oder Gotteslästerung! —“ ein Wort, dessen jüdischer Charakter keines weiteren Nachweises bedarf.

Nathan geht sofort daran ihr den Schaden der Wunderschwärmerei bloßzulegen. Die Schärfe seines Geistes, die Feinheit seiner Empfindung, zeigen sich hier in ihrer ganzen Grösse. Er weist ihr die beschauliche Schwärmerei als Hindernis des wahrhaft frommen Handelns, wie sie sich oft unbewusst der elementarsten Pflichten der Dankbarkeit entledigt. Dem worin soll unser dankbares Empfinden gedenken, welcher mit Gefahr des eigenen Lebens das unsere gerettet hat, Ausdruck haben? In Worten? in blossen Worten? Kann das in Wahrheit ein Dank sein? Gewiss nicht. Opfer, die

höchsten und grössten Opfer muss die Dankbarkeit sich abringen, dem Lebensretter zu Füssen legen, wenn sie von der falschen Dankbarkeit, die mit Worten abfindet, sich unterscheiden will. Allein was könnte man einem Engel Anderes geben, Anderes bieten, was er Anderes annehmen, Anderes bedürfen als Worte! Auch dieser bedarf er nicht, sein Wesen schliesst jedes Bedürfnis aus. Des Mildgesinnten Spenden, des Hartherzigen Geiz, ihm sind sie völlig gleich! Allein, ein Mensch, der leidende, bedürftige, Hilfe verlangende Mensch, welcher reicheres Feld opferfröudiger Thätigkeit eröffnet er einem dankbaren Willen! Hier kann sich erproben und offenbaren die aufopfernde Dankbarkeit, der schnöde sündige Undank. Darum flüchtet die falsche Dankbarkeit so gern zu Gott, zu dem Engel, nimmt den lieber als der Rettung einzige Ursache an, um der wahren und wirklichen Opfer enthoben zu sein.

„Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem
Wesen, das

„Dich rettete, — es sei ein Engel oder

„Ein Mensch, — dem möchtet Ihr, und Du
besonders

„Gern wieder viele grosse Dienste thun?

„Nicht wahr? — nun, einem Engel, was für
Dienste,

„Wenn Du Gutes übst, was kannst Du ihm
geben?

„Was könnte er von Deiner Hand denn nehmen?

„Allein einem Menschen — dir gleich,

„Ihm gilt dein Wohlthun,

„Gegen den Erdensohn dein Sündigen!“

Gerade hier zeigt sich, dass dem Genius des grossen Dichters das jüdische Wesen, das jüdische Denken, bis auf seine feinsten Wendungen und Ideenverbindungen intuitiv, gleichsam divinatorisch, sich offenbart hat.

Nathan begnügt sich mit der blossen theoretischen Auseinandersetzung nicht, er will an dem Faktum selber, unter dessen Einfluss die Schwärmerei entstanden, deren Schädlichkeit erweisen. Der Tempelherr hat sich seit zwei Tagen unter den Palmen nicht mehr blicken lassen und sie haben sich um ihn nicht weiter gekümmert.

„Da sieh

„Nun was es schad't. Grausame Schwärme-
rinnen!

„Wenn dieser Engel nun — nun krank ge-
worden. Er ist

„Ein Franke, dieses Klima's ungewohnt!

„Ist jung! der harten Arbeit seines Standes,

„Des Hungerns, Wachens ungewohnt;

„Nun liegt er da, hat weder Freund, noch Geld

„Sich Freunde zu besolden;

„Liegt ohne Wartung, ohne Rath und
Zuspruch,
„Ein Raub der Schmerzen und des Todes da.
„Er, der für Eine, die er nie
„Gekannt, gesehen — genug es war ein
Mensch —
„In's Feu'r sich stürzte;
„Der, was er rettete, nicht näher kennen,
„Nicht weiter sehen mocht, um ihm den Dank
„Zu sparen; weiter
„Auch nicht zu sehen verlangt, es wäre denn
„Dass er zum zweitenmal es retten sollte, —
„Denn genug, es ist ein Mensch
„Der, der hat sterbend sich zu laben Nichts
„Als das Bewusstsein dieser edlen That!“

So entzückend versteht Nathan das edelste Selbst in Recha, ihr Mitleid, ihre Theilnahme am Unglück zum Kampf zu wecken, gegen die kleine Schwäche, der sie erlegen war; alle Geister der wahren, echten Dankbarkeit in ihr zu entzünden, dass diese selbst gegen die Schwärmerci einer missverstandenen und schlaffen Dankbarkeit sich wenden.

Vor diesem Bilde bricht Recha zusammen, vor solchen Gefahren ihrer Leichtgläubigkeit muss sie in ihrem Innern erzittern. Während sie vom Engel träumt, lässt sie den Menschen verderben; während sie ihn in ihrer

Fantasie bis in die himmlischen Sphären erhebt, verschmachtet ihr Lebensretter hilflos in einem elenden Winkel.

Nathan richtet sie wieder auf:

„Es ist Arznei, nicht Gift, das ich dir reiche.

„Er lebt, — komm! zu dir — ist auch wohl
nicht krank;

„Gewiss nicht todt! denn Gott lohnt Gutes, hier

„Gethan, auch hier noch.“

Diesem Satze, dessen ausgeprägter alttestamentlicher Charakter Jedem sofort erkenntlich, der je in ein alttestamentliches Buch einen Blick gethan, folgt eine andere, nicht minder bedeutsame Lehre voller Weisheit:

„Begreifst du aber

„Wieviel andächtig schwärmen leichter, als

„Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste
Mensch

„Andächtig schwärmt, um nur — —

„Um nur gut handeln nicht zu dürfen.“

In diesen Worten prägt sich der ganze Charakter Nathan's, insonderheit das Jüdische seines Charakters kurz und klar aus.

Bei allem Festhalten am Idealen, bei dem ununterbrochenen Kämpfen, Leiden und Dulden für einen blossen Gedanken: wo finden wir die unfruchtbare Beschaulichkeit, die entnervende, alle Geisteskräfte lähmende Schwär-

merci weniger heimisch als bei den Juden? Das Judenthum dankt dies eben so sehr seiner auf das Praktische gerichteten Natur, als der Eigenart seiner Religion, die alle übersinnlichen Spekulationen, jeden nebelhaften Mysticismus ausscheidet. Die jüdischen Religionschriften werden nicht müde, den Grundsatz zu wiederholen, dass „nicht die fromme Lehre, sondern das fromme Handeln, Ziel der Religion“ sei. An den Willen und die Thatkraft wendet sich das Gesetz; sein Ge- und Verbot, seine Belohnung und seine Strafe hat einzig des Menschen Thun und Lassen, nicht sein Denken und Meinen, zum Zielpunkt. Die Religion weist den Juden auf die Welt und auf das Leben hin, wo sie ihm Aufgaben stellt und Pflichten auflegt. Darum konnte die Weltentfremdung, die Weltflucht, ein hervorstechender Zug des Klosterbruders, der täglich an hundertmal auf Tabor sich sehnt, und Al Hafis, der bloß am Ganges Menschen findet — davon selbst der Tempelherr ein wenig angehaucht ist, kurz die Menschenscheu, welche am liebsten in der verborgensten Einsamkeit ihrem Grübeln und Nachdenken leben möchte, die aus dem lebhaften Leben in die engen Zellen der Andächtelei sich flüchtet, so wenig bei Juden Neigung erwecken, und wo sie einmal als Mystik inner-

halb des Judenthums aufgetreten, auf seinem Boden nicht verharren. Religionstreue oder Religionseifer heisst in der Sprache des Judenthums nicht: gewisse Gedanken im Herzen bewahren, in dieselben die Seele versenken. Denn es bietet seinen Bekennern überhaupt keine Lehren von oder über Gott, es schärft vielmehr mit aller Eindringlichkeit ein, vom höchsten Wesen keine Begriffe und keine Vorstellungen sich zu bilden. „Denn ihr habt keine Gestalt gesehen, am Tage, da der Ewige redete zu Euch am Horeb.“ Deut. 4, 15.

Herzensfrömmigkeit und Gottergebenheit hat ihren Schwerpunkt in der Gesinnung, nicht in dem Gedanken. Recha spricht darum echt jüdisch:

„Soviel tröstender

„War mir die Lehre, dass Ergebenheit

„In Gott, von unserm Wähnen über Gott

„So ganz und gar nicht abhängt.“

V.

Nathan ist kein Freidenker, sondern ein Rechtenker. Eine Duldung, welche, sei es aus dünkeltlicher Abneigung und Geringschätzung, oder aus Scheu vor Konflikten mit der Beschränktheit, von der grossen Masse der Niedrigstehenden verachtungsvoll sich zurück-

zieht, steht der echten Humanität nicht näher, als der Freigeist, den die Entrüstung über die Unduldsamkeit und den Fanatismus der Menschen, selber bis zur Unduldsamkeit, bis zum fanatischen Eifer treibt. Das Charakteristische an der Toleranz Nathan's ist, dass sie auch gegen die Intoleranz geübt wird, nicht aus Gleichgültigkeit und Schlaftheit, sondern gemäss ihrem innersten Wesen; dass er der Unduldsamkeit Duldung gewährt, sie nicht von sich fortstösst als etwas Niederes und Gemeines, sondern ihr Recht als menschliche Meinung und Ueberzeugung zu achten und ihren sittlichen Kern herauszufinden bestrebt ist.

Es war ein sinniger Zug vom Dichter, dass er in Daja den Glaubenshochmuth auch in einer dienenden Stellung bei Nathan, gleichsam unter dem Schutz der humanen Toleranz, vorgeführt hat. Daja ist ein Typus der ordinären, engherzigen und eitlen Frömmigkeit; das Bewusstsein ihres „Werthes als Christin“ verlässt sie keinen Moment, so wenig sie vergessen kam, dass „ihr lieber Ehegemaal ein edler Knecht war in Kaiser Friedrich's Heer“. Den „Juden“ Nathan sieht sie tief unter sich. Sie ist Dienerin, aber sie fühlt sich doch eine kalbe Herrin in seinem Hause: als Wächterin des Christenkindes Recha, um dessen

Seelenheil sie in ewiger Angst lebt. Der Gedanke, dass das Christenkind ein Judenkind bleiben könnte, lässt ihr keinen Moment Ruhe, hält sie in immerwährender Bekümmernis. Allein diese rührende Besorgnis für Recha, an der sie mit aller Liebe und Hingebung hängt, für die sie Alles zu thun bereit ist, flösst Nathan Achtung ein, hat ihr die Zuneigung Recha's gewonnen, die ihr wegen dieser Anhänglichkeit ihre Bekehrungsversuche gerne nachsieht.

Fürsorge und opferwillige Theilnahme für die, welche, wenn auch nur in dienender Stellung, dem Hause angehören, zählt zu den Merkmalen des jüdischen Familiensinns. Die heiligen Nationalschriften der Hebräer erachten es nicht für zu gering, von dem Ableben einer Amme der Erzmutter Rebbecka zu erzählen, den Ort ihres Begräbnisses anzugeben. Im Hause Jacobs, in welchem sie, die Amme seiner Mutter, seine Kinder hat pflegen helfen, und die höchste Ehrerbietung genossen, verursachte ihr Tod eine grosse und allgemeine Trauer. „Man begrub sie unter einer Eiche, nahe Bethel, und nannte sie „Weinen-Eiche“. Gen. 35, 8. „Ich wollte,“ sagt ein unparteiischer Beobachter des jüdischen Familienlebens,¹⁾ „dass die nicht-

¹⁾ Dr. Josef Kolkmann, kgl. preuss. Kreisrichter,

jüdischen Dienstboten Zeugniß ablegen könnten für die Güte und Liebenswürdigkeit, mit welcher sie in jüdischen Familien behandelt werden.“

Daher die bewunderungswürdige Geduld und Nachsicht, welche Nathan gegen Daja's recht unbequemen Gottescifer, ihre Bekehrungswuth, ihr ewiges Lamentiren von ihrem unruhigen Gewissen, an den Tag legt. Da er sie einmal in sein Haus aufgenommen und sie ihm die geliebte Tochter hat pflegen helfen, übersieht er gern ihre Schwächen. Kann sie einmal ihr Gewissen nicht beschwichtigen, dann erzählt er ihr vor allen Dingen, was sie gerne hört, von dem schönen Stoff, den er in Babylon für sie gekauft

„So reich und mit Geschmack so reich,
 Ich bringe
 „Für Recha selbst keinen schönern mit.“

Ist ihr Gewissen noch immer nicht zur

in der Schrift: „Die gesellschaftliche Stellung der Juden.“ Löbau 1876. S. 32, ff. Er erzählt, unter andern, wie ein junger, jüdischer Gymnasiast in den Winterferien heimlich einer armen, christlichen Justmannsfran, seiner früheren Amme einen Weihnachtsbaum aufgeputzt habe. Derartige Züge sind im jüdischen Leben fast alltäglich! „Aber ich habe mich gefragt,“ fügt Kolkmann hinzu, „ob wir Christen unbefangenen Sinnes genug wären, uns zu einer ähnlichen Handlungsweise gegen einen Juden oder Heiden aufzuschwingen?“

Ruhe gebracht, erzählt er ihr weiter, von den Spangen und den Ohrgehängen, oder von Ring und Kette, die er in Damaskus ihr ausgesucht. Das übt auf ihr Gewissen einen mächtigen Reiz und eine betäubende Wirkung aus.

Waren für Nathan edle humane Motive massgebend, die alte Daja nicht zu verstossen, so kann diese dagegen schwer den Verdacht beseitigen, dass es weniger ihre selbstlose Liebe für Recha, als die Freigebigkeit Nathan's, was sie an das Haus des Juden so lange gefesselt hat. Nicht umsonst hat es sie so oft gewundert, dass das Volk „ihn den weisen Nathan nennt und nicht vielmehr den reichen. Vor Allem aber hätt's ihn den Guten nennen müssen.“ Da er nun reich und gut, sieht sie ihm — wenn auch schweren Herzens — sein Judenthum nach.

VI.

Nathan's Freigebigkeit hat der Dichter an vielen Stellen scharf betont, durch mancherlei schöne Züge gekennzeichnet. Diese Seite seines Charakters prägt sich auch in dem Namen Nathan aus, hat den Dichter zur Wahl desselben bestimmt. In erster Reihe war es allerdings eine interessante historische Reminiscenz, die Lessing beeinflusste. Von einem

Propheten Nathan, einem der freimüthigsten und weisesten, erzählen die biblischen Geschichtsbücher, dass er der vertraute Freund des Königs David, welcher in allen wichtigen Angelegenheiten seinen Rath befragte.¹⁾ Als David sein Doppel-Verbrechen gegen Uria verübt hatte, war es Nathan, der dem Könige in einer denkwürdigen Unterredung, durch eine klug erdachte Fabel, die er ihm vortrug, die Schwere seines Vergehens, die Grösse seiner Missethat zu Bewusstsein geführt, ihn vor Allem zu aufrichtiger und gründlicher Busse bewogen hat.²⁾

Neben dieser historischen Erinnerung, welche sich an den Namen „Nathan“ knüpft, dürfte aber auch der Dichter den sprachlichen Gehalt des Wortes als von Bedeutung erachtet haben. „Nathan“ heisst der „Gebende“, der „Freigebig“. Wolthätigkeit, sagen die Talmudisten, ist der Brennpunkt aller göttlichen und menschlichen Pflichten,³⁾ ersetzt Tempel und Altar.⁴⁾ „Erbarren und Wolthun sind Stammesmerkmale der Nachkommen Abrahams.“⁵⁾ Wessen Charakter diese Merkmale

¹⁾ 1 Könige 1, 27 ff.

²⁾ Samuel c. 12.

³⁾ Baba Bathra 9.

⁴⁾ Das. 10.

⁵⁾ Jebamoth 79.

vermissen lässt, ist ein wahres Kind dieses Stammes nicht. „Wem Du dem Hungrigen spendest, das gebeugte Gemüth labest, so wird im Finstern dein Licht erglänzen, das Dunkel dir Mittagshelle werden.“ Jes. 58, 10 ff. >

Die Macht und die Reinheit der Erkenntnis, die Erhabenheit der Toleranz, weiss der stumpfe Geist, die niedere Einsicht kaum zu würdigen; die Hochherzigkeit aber, die sich in der thätigen Menschenliebe, im Geben offenbart, sieht auch das blöde Auge. Für den Gesinnungsadel, für die Geistes- und Charaktergrösse Nathan's hat Daja kein Wort der Anerkennung; ihr vom Glaubenswahn umschleiertes Auge vermag solche Zartheiten kaum zu unterscheiden, aber seine „Grossmuth“, die schrankenlose Freigebigkeit, ringt ihr wiederholt Bewunderung ab. Dieses primitive, gleichsam vom Instinkt eingegebene Urtheil, welches in der Mildthätigkeit den sichersten Gradmesser findet für die sittliche Beschaffenheit, ist kein ungegründetes. In der Art, wie Jemand von seiner Habe gibt, gibt er sich selber. Auch die Rabbinen erklärten „den Geldbeutel“¹⁾ für den untrüglichen Verräther des innersten Empfindens. Nach der Fähigkeit des Gebens

1) Erubin 65.

kanst Du getrost die Grundrisse Dir zeichnen zum Charakterbilde jedes Menschen. „Nathan“ ist somit ein stolzer, sinnvoller Name, eine Bezeichnung für Gesinnungs- und Herzensadel.

Bei den alten Agadisten findet sich die sinnige Bemerkung, dass Nathan zurückgelesen Nathan lautet: denn jedes Geben ist mit einem Empfangen verbunden. Wer einem Armen eine Gabe austheilt, erhält als Lohn das Bewusstsein einer edlen That. Er empfängt oft so mehr als er gibt. Das Charakteristische an der Freigebigkeit Nathan's ist, dass er gern und mit solchem Eifer und solcher Lust zu geben strebt, wie die Habsucht, der Geiz zu nehmen. So schildert ihn Al Hafi vor dem Sultan:

„Da seht nun gleich den Juden wieder,
 „Den ganz gemeinen Juden. — Glaub mir's
 doch!

„Er ist auf Geben Euch so eifersüchtig,
 „So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in
 „Der Welt gesagt wird, zög er lieber ganz
 „Allein.“

Seine Wolthätigkeit erstreckt sich auf alle
 „Doch ganz so sonder Anseh'n, Jud und
 Christ,
 „Und Muschmann und Parsi, alles ist
 „Ihm eins.“

In völliger Uebereinstimmung mit der herrlichen Lehre der Rabbinen in der Tosefta:
 „Man soll heidnische Arme gleich
 jüdischen speisen.“

Milde gegen Arme und Unglückliche gehört zur Natur des Israeliten; nicht nur Glaubensgenossen, sondern jeglichem Menschen zeigt er ein weiches Herz und eine offene Hand; selbst der Unbemittelte legt sein Scherflein auf den Altar der Liebe für den, der noch dürftiger ist, und wo hätte jemals Einer — und wäre es gleich ein Christ, der an die Thür eines Israeliten anklopfte um winziges Almosen, die unwilligen, gabeweigernden Worte vernommen: „Hier wohnt kein Christ“?

VII.

Recha selber ist keine Jüdin. Nathan hat sie als Waisenkind in sein Haus aufgenommen und sie mit aller Liebe erzogen. Als die schönste, erhabenste That der Menschenliebe preist der Midrasch die Erziehung und Pflege eines Waisenkindes. „Wer ein solches in sein Haus aufnimmt, bringt Heil in sein Haus; dem er übt eine „immerwährende“ und „ewige“ Wolthat;“ weil die Menschenliebe sich hier sowol bei Tag durch Pflege des Körpers und Bildung des Geistes, als auch bei

Nacht durch sorgsame Ueberwachung des Kindes äussert; das letzte, weil das fromme Werk vor Allem für das gerettete Menschenleben von entscheidender und dauernder Bedeutung bleibt.

Zur ärgerlichen Verwunderung Daja's nennt Nathan das Christenkind immer „seine Recha“. Mehr als alles andere „was Natur und Glück ihm zugetheilt“, ist sie sein.

„Dies Eigenthum allein

„Dank ich der Tugend.“

Von einem frommen Krösus erzählen die Rabbinen, dass er den grössten Theil seines Reichthums an Arme vertheilte — um ihn in Sicherheit zu bringen! Nun erst, meint er, sind die Schätze in Wahrheit sein, sein eigenstes Eigenthum geworden; weder Naturgewalten, noch des Geschickes wunderliche und launige Zufälle können sie ihm nunmehr entreissen.¹⁾

Nathan hat auf Recha ein noch höheres, edleres Recht; er ist in der That ihr Vater; bleibt es, selbst wenn er in den Augen der Welt aufhören würde „es zu heissen“.

„Macht dem nur das Blut

„Den Vater? Nur das Blut?“

„Wer dem Kinde eines Anderen Unter-

¹⁾ Jerusch. Pea I.

richt ertheilt, seinen Geist bildet, seine Kenntnisse vermehrt, seine Anschauungen erweitert, macht es dadurch zu seinem eigenen Kinde:“ (Jalkut zu Exod.) „wird sein Vater, sein Schöpfer, denn er gibt ihm nicht weniger als der Schöpfer, mehr als der Vater.“ (Tosefta Horioth.)

Dennoch hielt Nathan nicht darauf, dass Recha Jüdin würde. Von christlichen Eltern geboren, wurde bei ihrer Erziehung alles Positive abgestreift und nur jene Grundsätze einer Vernunft-Religion ihr gelehrt, welche Gemeingut Aller theils schon sind, theils zu werden die Bestimmung haben. Durfte Nathan als gesetzestreuer Jude solches gestatten? Erscheint er nicht skeptisch, kalt, indifferent gegen seine Religion, da er die geliebte Tochter, deren Seelenheil zweifellos ihn am Herzen gelegen, nicht in die jüdische Glaubensgemeinschaft aufnimmt?

Die Frage; wie etwa ein christlicher Nathan, welcher eine jüdische Recha an Kindesstatt annimmt, nach den Vorschriften seiner Religion, so er als ihrer Getreuen Einer angesehen sein will, die Taufe, den Glauben an Christum als Bedingungen des Heils und der Seligkeit verehrt, in solchem Falle gehandelt hätte, nach innigster Ueberzeugung hätte han-

deln müssen? — diese Fragen überlassen wir Jenen zu entscheiden, welche dem Dichter es nicht verzeihen können, dass Nathan nicht Christ geworden. Hier wollen wir das Urtheil der „glaubenstreuen Synagoge“ über dieses Factum vernehmen, uns klar werden, ob jenes Verhalten den Grundsätzen der Religion gemäss war oder nicht?

Nun, die orthodoxe Synagoge, an welche *Kuno Fischer* appellirt, hat selbst an diesem Verhalten Nathans nichts zu tadeln, geschweige als unjüdisch zu korrigiren. Dem Dichter war das wol bewusst, denn es konnte kaum seine Absicht sein, noch hätte es seines Freundes *Mendelssohn's* freudige Billigung und Anerkennung gefunden, Nathan in Konflikt zu seiner Religion zu bringen. In der That wird weder in den jüdischen Religionschriften Bekehrung der Nichtjuden zur jüdischen Religion als gottgefällig oder gar als religiöse Satzung empfohlen; noch konnte die innige Vaterliebe Nathan's dazu Ursache sein, da nach jüdischer Lehre die ewige Seligkeit nicht als ausschliessliches Gut ihrer Bekenner zu erachten ist.

Nathan kann für sein Verhalten klassische Zeugen citiren. Die zwei Moabiterinnen Ruth und Orpa, von denen das reizende biblische Idyll so amnuthig erzählt,

waren Gattinen jüdischer Ehegemale; und die Liebe „womit der Schöpfer Mann und Mannin ausgestattet,“ führte nicht einmal zu diesem Versuche, sie für das Judenthum zu gewinnen. Nach dem Tode der Männer forderte die Schwiegermutter Naëmi die beiden Schnüren auf, „zu ihrem Volke, zu ihren Göttern zurückzukehren.“ Anfänglich weigerten sie die Rückkehr, aber Naëmi wiederholte dreimal immer dringender und dringender ihre Mahnung; bis endlich die eine, Orpa, sich dazu entschliesst, nur Ruth bleibt standhaft. Weder verwandtschaftliche Liebe, noch Religionseifer hatten den Versuch einer Bekehrung unternommen, und die heilige Schrift erzählt das Ereignis ohne jeden Tadel. Der Magistrat zu Frankfurt a. Main hatte Nathan zur Aufführung wie zur Lektüre bei strenger Strafe verboten, von dem Tribunal der rechtgläubigen Synagoge hätte das Drama solches nicht zu befürchten; die Synagoge hat das Buch Ruth, gerade wegen seiner Anpreisung der Toleranz zur Vorlesung am Feste der Offenbarung bestimmt.

VIII.

Wir gelangen nun zur Hauptscene des Drama's, bei deren Beginn Saladin mit dem gespielten Uebermuth eines gewaltigen und launenhaften Selbstherrschers dem vermeintlichen niedern Geizhals und Wucherer gegenübertritt, um schliesslich bekehrt, ja beschämt, voller Verehrung zu dem wahrhaft göttlichen Weisen aufzublicken, die Hand ihm hinzureichen, mit der Bitte: „Sei mein Freund.“

In einer momentanen Geldnoth fasste er den Gedanken, aus dem reichen Juden Geld per fas et nefas auszupressen, und seine Schwester, die witzige Sittah hat mit weiblicher Schlaueit einen klugen Plan ausgedacht. Er soll den Juden blos um seine Meinung befragen, welche Religion die vorzüglichere sei, welches Glaubensgesetz ihm das bessere dünkt. Die Antwort, sei sie welcher Art immer, muss den Juden blosstellen und verderben.

Nathan erkennt sofort, dass jene Frage nicht der reine Wissenstrieb dem Sultan eingegeben, dass sie nicht ernst gestellt ist. Wie sollte auch das, worüber Saladin mit dem ganzen Abendlande so erbittert ringt, welches die wildesten Geister seit Jahrhunderten entfesselt und entzündet zu einem grausigen Kampfe, unaufhörlich neue Völker auf das Schlachtfeld

treibt, welches jetzt weniger als je zuvor Sache des Werthes, der Ueberzeugung ist, denn vielmehr der Macht und Herrschaft — von ihm, dem Einzelnen, Ohnmächtigen und Winzigen entschieden werden!

„Sultan, ich bin ein Jud.“

war Nathan's schnellgefasste, demütig - stolze Antwort. Der Sinn, welchen Nathan mit diesem Worte verbindet, kann dreifach sein. Als ein Ausweichen, Zurücktreten: dem Juden ist der Inhalt der andern zwei Religionen nicht genug vertraut, um ein Urtheil abzugeben; oder als eine Incompetenzerklärung: als Jude ist er selber zu viel Partei, um Richter sein zu dürfen; oder endlich als eine schnellgesprochene Entscheidung, ein kurzes und bündiges Urtheil: „Sultan, ich bin ein Jud.“ Wir werden sehen, dass diese Auffassung die einzig richtige. Denn als Saladin, der nicht geneigt war, sein Opfer leichten Kaufes aus der Schlinge zu lassen, das Spiel, „erdacht mit aller Pffligkeit und Gewandheit“ einen Geizhals zu fangen, sich zu verderben, auf eine nähere Begründung des Judeseins, vor allem auf die Meinungsäußerung über seine Stellung zu den andern Religionen dringt, ihm sogar, damit er seine Antwort genau überlege, einen Augenblick Bedenkzeit gönnt und sich entfernt: sehen

wir Nathan sich bedachtsam vorbereiten, aus der Kreislinie, welche ihm sein Bekenntnis gezogen, nicht hervorzutreten, seinem Judenthum nichts zu vergeben. Nur so ganz „Stockjude“ d. h. fanatisch, intolerant will er nicht scheinen, ist er auch nicht. Was er sagen will, muss er als Jude sagen können, sagen dürfen, muss dem Judenthum gemäss sein, muss im Einvernehmen mit dem Judenthum, den Schwesterreligionen Gerechtigkeit lassen.

Nathan ist nun mit sich einig, was er zu sagen hat; allein wie es sagen? Da kommt ihm eine Fabel in Gedanken, ob er sie gehört, oder selbst erdacht, gleichviel — sie passt genau für seine Situation, ist gut geeignet, den Kampf, welchen man ihm widerwillig aufgedrungen, auch gewinnen zu lassen.

Ein kleines Vorpostengefecht eröffnet die Schlacht.

Als Saladin eintrat, erstaunte er nicht wenig, über die Ruhe Nathan's. Er war des Glaubens, dem Geizhals einen derben Schrecken eingejagt zu haben, war vorbereitet, ihm voller Verlegenheit und Bestürzung zu treffen, und findet nichts von alledem! Oder soll der schlaue Jude ihn überlisten wollen! Saladin unterlässt nicht, im Gewande einer ironischen Schmeichelei, dessen Falten die verborgene Drohung nur

schlecht verhüllen, ihm nochmals das Bedenkliche seiner Situation klar zu machen.

„So gewiss

„Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'

„Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu

„Verhehlen! Für sie Alles auf das Spiel

„Zu setzen! Leib und Leben, Gut und Blut.“

Nathan wird somit die Eventualität vorgehalten, für seine Ueberzeugung mit dem Leben einzustehen. Vergessen wir nicht, die Handlung führt uns auf den klassischen Boden der Märtyrer, in die klassische Zeit des Scheiterhaufens: nach Jerusalem während der Kreuzzüge. Um so erwägenswerther ist Nathan's Antwort.

Die christlichen Märtyrer drängten sich mit einer Art Wollust zum Kreuze, provocirten oft selber das düstere Verhängniss. Gegen solchen glanzumflossenen Tod, dessen Lichtstralen vor ihrem geistigen Auge des Himmels Höhen und der Erde Tiefen erfüllten: war das Leben — ohnehin ein Jammerthal — nur armselig. Auch die Nachkommen der Makkabäer haben jederzeit für die Religion zu sterben gewusst. Allein sie suchten, in grösserer Würdigung und Wertschätzung des Lebens, dem grausen Zwang solcher Verhältnisse, so weit nur möglich, aus dem Wege zu gehen. Ein interessantes Gut-

achten des grossen Maimonides spricht sich in gleichem Sinne aus. Der Tod für eine Idee ist süß und glanzvoll; das Leben aber für eine Idee ist oft mühseliger, dornenvoller und sogar erspriesslicher. Nur dann, wenn es sich ergibt, dass nur mit vollständiger Verleugnung der heiligsten Ideen das Leben schmachvoll zu erkaufen ist, da ist der Tod, weil notwendig, auch nützlich. Auf Saladins Bemerkung erwiedert Nathan:

„Ja ja, wenn es nöthig ist und nützt!“

IX.

Die Fabel von den drei Ringen, welche Nathan dem Sultan vorträgt, und die unser Dichter dem Decamerone des Boccaccio entlehnt hat, ward nicht von Lessing und nicht vom italienischen Dichter zuerst erfunden und einem Juden in den Mund gelegt. Die herrliche Fabel ist viel älter, und in mannigfachen Gestaltungen verbreitet. Allein in allen Formen, in welchen sie auftritt, bei Autoren der verschiedensten Länder, Zungen und Zeiten vor Boccaccio, ist es immer ein Jude, der die sinnige Erzählung vorträgt: der tiefgehasste, verachtete und verspöttete Jude, dem die Lehre der Toleranz, der Freiheit und Gleichheit aller Culten in den Mund gegeben wird. Eine Grille,

ein boshafte Spiel, eine witzige Laune des Zufalls kann das unmöglich sein. In der That trägt die Fabel offenbar Merkmale des jüdischen Geistes, jüdischer Gedankenart an sich; diese allein stellten ihren Ursprung ausser allen Zweifel. Juden haben sie erfunden, verbreitet und erzählt; ja das Schewet-Jehuda von Ibn-Verga — ihre älteste Quelle — nennt den rechtmässigen Vater dieser Fabel mit Namen, einen spanischen Juden aus dem 13. Jahrhundert; „Ephraim, den Weisen“.

Und das Judenthum ist ihre rechtmässige Mutter! Die schöne Fabel, eine kostbare Perle, aufgefunden im reichen Meere des jüdischen Schriftthum's, ist nicht allein ein Produkt jüdischen Geistes, sie bringt zum Ausdruck auch einen ächten und hohen Gedanken des Judenthums.

Der Kampf der Religionen ist ein Bruderkzwist, bedauerlich und verwerflich. „Haben wir alle nicht Einen Vater, hat nicht Ein Gott uns geschaffen? Warum hadert Bruder gegen Bruder?“ Maleachi 2, 10.

Die Brüder hadern. Jeder von ihnen will nicht allein einen echten, will auch den einzigen Ring aus des Vaters Hand empfangen haben und der Richter, ohngeachtet dass er ausser Stande, sie zu unterscheiden; soll entscheiden.

Saladin lässt das Gleichnis nicht gelten.

Die Religionen wären wol zu unterscheiden, bis auf die Kleidung, bis auf 'Trank und Speis'. Da zeigt ihm Nathan mit einem einzigen Worte die natürliche Glaubensquelle, aus welcher alle Religionen ihre Lebenskraft schöpfen, und hier gerade, wo die Unterscheidung von Werth und Nutzen wäre, sind sie nicht zu unterscheiden:

„Denn gründen sich nicht Alle auf Geschichte?

„Geschrieben oder überliefert! Und

„Geschichte muss doch wol allein auf 'Treu'

„Und Glauben angenommen werden? Nicht?

„Und wessen 'Treu' und Glauben zieht man denn

„Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?

„Doch deren Blut wir sind? — — —

„Wie kann ich meinen Vätern weniger

„Als Du den Deinen glauben? oder um-
gekehrt:

„Kann ich von Dir verlangen, dass Du Deine

„Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht

„Zu widersprechen?“

Die Glaubensstreue hängt auf das innigste zusammen mit der Familienliebe, der Altar mit dem Herd. Nathan erklärt sich für den Glauben der Väter. Dieses Wort greift tief in die Seele Saladin's, der selber so zärtlich den Seinen in Liebe anhing. Bedarf es aber einer Rechtfertigung, dass der Dichter solche Gedanken gerade dem Juden in den

Mund legt? Bildet nicht der zarte Familiensinn, die innigste Familienliebe den Grundzug im Charakter des jüdischen Stammes, dessen Söhne Alles mit dem Familienauge angeschaut haben? Auch der Gedanke, dass Glaubensstreue erst durch Familientreue bedingt wird, ist seit uralten Zeiten Gemeingut unseres Volkes. Nathan wiederholt eigentlich nur, was er im jüdischen Gotteshause täglich Morgens und Abends als Gebet und Bekenntnis vor Gott ausgesprochen. Als Moses den Israeliten in Aegypten seine hehren Botschaften überbrachte, versäumte er nie, sie daran zu erinnern, dass sie von dem Gotte ihrer Väter, zu welchem Abraham, Isaak und Jacob gebetet hatten, an sie gesandt werden.

David ermahnt seinen Sohn: „Erkenne den Gott Deines Vaters und diene ihm.“ I Chron. 2, 8. Wenn der Israelit im Gebet an den Schöpfer und Erhalter des All's sich wendet, redet er ihn an: „Unser und unser Väter Gott“. Nicht, wie Unkenntnis uns oft angedichtet hat, weil wir von einem Nationalgott träumen, sondern weil für Glaubenswahrheiten es kein anderes und kein schöneres Zeugnis gibt, als das Zeugnis derer, „deren Blut wir sind, die von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe gegeben haben.“

X.

Die Erzählung, welche der Dichter dem Decamerone entnommen hat, ist nicht eine blosse Uebersetzung. In ihrem besten, schönsten Theil ist sie Lessing's eigenstes Werk. Im Decamerone ist der Ring nur ein Schatz, er sichert dem Eigener Erb- und Herrschaft des Hauses: bei Nathan hat der Ring ausserdem noch eine höhere Bedeutung: „Die geheime Wunderkraft, vor Gott und Menschen wolgefällig zu machen, wer in dieser Zuversicht ihm trug.“

Feinsinnig gibt uns der Dichter einen Massstab in die Hände, zur Beurtheilung unserer eigenen sittlichen Handlungen. Was ist Tugend was Laster? Streiten nicht Vergötterung und Verkezerung oft um ein und dieselbe That? Dort ist etwas bewundertes Heldenthum, das unsterblichen Ruhm bringt, und hier wird ihm das Brandmal fluchwürdigen Verbrechens aufgedrückt. Dort vernimmt man grauseneregend durch Gluthen und Rauchsäulen brennender Holzstösse die todesröchelnden Entsetzensrute der Menschenopfer, welche um Rache schreien zum blauen Himmel hinauf: mit ihnen erklingen die heiligen Lieder der Opferer, dass der Gott oben wolgefällig ansehe die That, vollbracht in glühender Begeisterung für seinen

heiligen Namen. Das vielberufene Gewissen ist demnach auch ein schlechter Ratgeber. Man sollte meinen, es müsse der Märtyrer sich von dem Würger so kenntlich unterscheiden, wie der Himmel von der Hölle! Dennoch rechnen sie beide auf Seligkeit für ihre Grossthat; haben sie sie unternommen und vollführt im Namen der göttlichen Liebe! Woran erkennen wir nun unzweideutig und bestimmt die wahre Tugend? Nathan sagt: sie „hat die geheime Wunderkraft vor Gott und Menschen angenehm zu machen.“ Nicht Gottes allein, sie muss auch der Menschen Liebe sich erwerben; was dem Menschen Wehe bereitet, muss Gott misfallen, kann die wahre Tugend nicht sein.

Auch hier ist dem Juden nur gegeben, was des Juden ist. Diese Erklärung der Tugend ist altes jüdisches Eigenthum.

„Dass Liebe und Treue dich nie verlassen;
 „binde sie um deinen Hals, schreibe sie auf
 „die Tafel deines Herzens, auf dass du Gunst
 „findest und Wolgefallen in den Augen Gottes
 „und der Menschen.“ Sprüche Sal. 3, 3.

Rabbi Chanina sagt: „Was angenehm ist bei den
 „Menschen, hat Wohlgefallen bei Gott; was aber
 „nicht wolgefällig den Menschen, hat kein
 „Wolgefallen bei Gott.“ Sprüche d. Väter 3, 13.

Die Worte der Schrift: „Uebe das Rechte und das Gute“, Deut. 6, 18. erklärt R. Akiba: „Das Gute in den Augen Gottes, das Rechte in den Augen der Menschen“; R. Ismaël dagegen: „Das Rechte in den Augen Gottes, das Gute in den Augen der Menschen,“ Tosefta Schekalim II, 3.

Wenn ein anderer Lehrer das Gewissen eines jeden Menschen als Richterin anerkennt über das Gottwohlgefällige, so macht er gleichzeitig den Character der Tugend abhängig von der Uebereinstimmung des eigenen Gewissens mit dem Gewissen der Gesamtheit. „Gestalte deinen Wandel, lehrt er, dass er deine eigene Anerkennung verdient, und die Anerkennung deiner Mitmenschen findet.“ Sprüche der Väter II, 1.

Hier haben wir die geheime Kraft des Ringes wörtlich mit unserem Dichter übereinstimmend beschrieben. Nicht minder lautet es ganz wie vom Geiste Nathan's inspirirt, wenn als das: „Was dem Menschen Gott und das Jenseits zu Eigen macht, Liebe, Brüderlichkeit, Ehrfurcht, Friedfertigkeit, Wahrhaftigkeit, Demut und Bescheidenheit“ genannt werden, Tana debe Elia rabba 25.

Der Richter gewinnt so eine Handhabe,

wenn auch nicht den Streit zu schlichten, doch den Streitenden den weisen Rath zu ertheilen:

- „Es strebe von Euch jeder um die Wette
- „Die Kraft des Steines in seinem Ring an Tag
- „Zu legen! Komm dieser Kraft mit Sanftmut,
- „Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wolthun,
- „Mit innigster Ergebenheit in Gott
- „Zu Hilf.“

Liebe erntet nur, wer sie säet und reichlich säet. (Hosea 10, 12.)

„Der Jünger der Religion,“ sagt R. Mair (Sprüche d. V. 6, 1) nach einem Ausspruch älterer Lehrer (das. 6, 6) heisst „Freund und Liebling,“ weil auch er „Gott und Menschen liebt, Gott und Menschen erfreut.“ Nathan zurückgelesen lautet Nathan. Bei der Liebe vor Allem ist Geben ein Empfangen. Wer die meiste Liebe empfängt, weil er die meiste gegeben, der hat seinen Wandel vor Gott bewährt, bei dem hat die Kraft des Steines in seinem Ringe sich geäußert. Die menschliche Meinung ist zum Tadel, zur Verkleinerung des Verdienstes geneigter denn zu Lob und Preis; wo man aber der ehrenden Billigung allgemein sich nicht erwehren kann: da ist der sittliche Gehalt unbestreitbar zuverlässig.

- „Und wenn sich dann der Steine Kräfte
- „Bei Euren Kindes-Kindes-Kindern äussern:

„So lad' ich über tausend-tausend Jahre
 „Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
 „Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
 „Als ich und sprechen: Geht! — So sagte der
 „Bescheidene Richter.“

Der Richter, der bescheidene, verweist die Streitenden auf eine erleuchtete Zukunft, ermuntert sie, dieser vorzuarbeiten, durch Demut, durch Selbstverleugnung die Echtheit ihres Ringes an Tag zu legen. Es bezeuge Jeder durch Adel in Gesinnung und That die Wahrheit seiner Lehre. Er gibt ihnen ein zuverlässiges Kriterium in die Hand: Der von ihnen am meisten geliebt wird, dessen Ring ist der echte!

Allein wer die Herzen der Brüder bezwungen, ihre Liebe sich gewonnen, muss eine gleiche ihnen entgegengetragen haben; dann ist der Andere ebenso geliebt, als er! Gut, dass sie dann nicht streiten, keinen Richtspruch, keine Entscheidung mehr verlangen; denn die Wahrheit, das väterliche Geheimnis, wird doch nun und nimmermehr kund werden. — Dem wodurch könnten sie das Räthsel lösen? Womit sollte in Zukunft einer der Brüder einen Anspruch auf Bevorzugung begründen? Etwa dass er der Geliebteste? Das hiesse so viel, dass seine Liebe zum Bruder nicht so gross und nicht so wahr, als dessen Liebe zu

ihm; um wie viel weniger ist dann sein Ring der echte! Ist aber seine Liebe zum Bruder die stärkere und innigere, dann ist der Bruder — der Geliebteste!

In Wahrheit wird demnach der echte Ring nie und nimmer ermittelt werden, und das Wort „Geht“, welches die Englische Uebersetzung auffallender Weise ausgelassen, spricht der „bescheidene Richter“ nicht bloß für sich; auch der „weisere Richter“ wird nicht anders sprechen können.

Nicht den Richterspruch — die Versöhnung wird der grosse Tag der Zukunft bringen; nicht die Einheit — die Eintracht der Religionsmeinungen ist das Ziel der Zeiten, dem wir entgegenringen.

XI.

Ein Punkt erübrigt noch zur Erörterung, dafür ich Ihre Geduld in Anspruch nehmen möchte. Wir wollen die beiden Formen der interessanten Fabel, wie wir sie zuerst bei Ibn-Verga im Sche wet-Jehuda vorfinden, und dann, wie sie zuletzt im Nathan uns gegenübertritt, vergleichen, und dabei die Bedenken erwähnen, zu welchen die Fabel Anlass gegeben hat. Diese Bedenken kehren sich gegen die nachtheilige Stellung, das rein un-

definirbare Verhalten des Vaters der drei Brüder in der Erzählung des Decamerone.

Er hat zunächst gegen zwei Söhne sein Wort nicht eingelöst, ja, er hat sie mit Wissen und Vorbedacht betrogen. Eine halb unmoralische That, welche die fromme Schwachheit, die der Dichter als mildernden Umstand für ihm geltend macht, kaum entschuldigen kann. Warum war der Eigner des Ringes, dazumal noch des einzigen, nicht geschützt gegen solche Gott nicht gefällige Verirrung? Es ist auch mehr als blosser Kurzsichtigkeit, wenn er vor seinem Tode jedem seiner Söhne, einem früheren Versprechen gemäss, heimlich einen Ring als den vermeintlich einzigen, verbunden mit dem Recht der Erb- und Herrschaft des Hauses, zugesteckt hat, nicht den verhängnisvollen Zwist vor auszusehen, den er durch solches Handeln heraufbeschworen! nicht zu wissen, dass er durch sein mehr von Schwäche, denn von Liebe diktirtes Verhalten, Saaten des Hasses, der Zwietracht in die Herzen der Brüder streut! dass sie gegenseitig die Beschuldigung des Betruges, der Täuschung, „des falschen Spieles“ und der „Verrätherei“ erheben werden! — Diese Bedenken kehren sich aber nicht bloss gegen die äussere Technik der Fabel, sie betreffen auch ihren Gehalt. Nennen wir das

Problem: Entstehung verschiedener, geoffenbarter Religionen, so sagt die Lösung: Täuschung, Betrug! Zwei Ringe sind gefälscht, echt kann nur Einer sein. Dem können wir offenbar nicht so leicht beistimmen. Dazu ist nicht allein die eigene, dazu sind auch die Schwesterreligionen uns zu heilig! Es ist wol wahr, dass die Menschen mit der Religion oft genug Betrug getrieben haben; dass unter ihrem Mantel scheussliche Verbrechen wider die Menschheit sich versteckt: was haben jedoch die Menschen nicht misbraucht, nicht gefälscht? Den höchsten Ideen der Humanität, ist es ihnen anders ergangen? Sind nicht auch in ihrem Namen Tausende und Tausende edelster Menschen zum Blutgerüst geschleift worden? Wol war das Verbrechen oft schamlos genug, unter die Hut der Religion sich zu stellen; wol wird noch immer mit den süsslichen Worten der Liebe, das Gift des Hasses in die Gemüter der Menschen hinein gegossen, werden die niedrigsten Leidenschaften aufgestachelt: wir Juden wissen ein Lied davon, ein herzerreissendes Lied. Darum sind die Religionen selber noch immer nicht Produkte klug ausgeführter Fälschungen.

Es ist aber auch nicht die reine Toleranz, vielmehr eine Art skeptisch gewordenen

Intoleranz, welche diese Form der Fabel zur Schau trägt. Wenn ein echter Ring überhaupt vorhanden war, so kann es nur ein einziger gewesen sein. Immer also bleibt der engherzige Gedanke der Ausschliesslichkeit und Einzigkeit erhalten, ist nur Eine Religion allein seligmachend, allein göttlich und echt; zu einer Anerkennung der Göttlichkeit jeder Religion gelangen wir nicht. Wol sucht der Dichter durch einen klugerdachten Zug dem Gedanken die Gefahren zu benehmen, den Gedanken selber konnte er nicht enternen; dies hinderte schon die eigenartige Technik der Fabel. Der Skepticismus aber, der gleichsam ein Heilmittel sein soll, ist kaum geeignet, den Menschen zu den grossen Strebungen, welche ihm vom Lichte als Aufgabe geworden, anzuspornen. Es schwächt vielmehr die Kraft, lähmt das Wollen und Können, wenn der Gedanke ihm stets begleitet: er sei vielleicht doch nur ein betrogener Betrüger.

XII.

Wenn aber eine Fälschung gar nicht stattgefunden hätte und die Religionen wären allesammt echt, wie dann?

Eine solche Lösung des grossen Problems, im Geiste reinsten Humanität, enthält

die Fabel in der Form, wie sie noch in jüdischen Quellen bei Ibn Verga uns begegnet. Die Versöhnung erfolgt nicht mit einem halben Triumph des Skepticismus, sondern in Anerkennung der Ebenbürtigkeit, der Echtheit und Göttlichkeit einer jeden Religion. Hiernach lässt sich bemessen, von welcher Art und welchem Werth die Veränderungen waren, welche die interessante Fabel während ihrer Wanderjahre, seit dem Eintritt in die christliche Literatur, erfahren hat.

Es ist sonderbar, dass gerade diese Schwächen, diese späteren Aenderungen der Fabel einem geistreichen französischen Schriftsteller¹⁾ als wichtige Beweise gedient haben für deren jüdischen Ursprung. Denn nur ein Jude, sagt er, konnte an den Gedanken kommen, zwei Religionen als Nachahmungen einer älteren dritten zu erklären.

„Mais ni les chrétiens, ni les musulmans, n'auraient présenté cette filiation sous la métaphore malsonnante d'une contrefaçon. Il n'est pas dit, il est vrai, que le christianisme et l'islamisme soient les deux anneaux faits à l'imitation du véritable; mais cela est implicitement supposé, le judaïsme, étant antérieur, c'est bien cette religion qu'il faut voir dans

¹⁾ Michel Nicolas, *Essais de philosophie et d'histoire religieuse*. Paris 1863 p. 242—243.

l'anneau authentique qui est le plus ancien des trois.⁴

Das wäre ein Kunstgriff, dem Judenthum eine besondere Bevorzugung doch noch vorzubehalten.

Allein bei Ibn Verga, in der ältesten jüdischen Quelle, hinterliess, wie Ephraim, der weise Jude, erzählt, der Vater einem jeden seiner Söhne einen Edelstein, nota bene: Jedem einen echten, von unstreitig hohem Wert. Ein Betrug wird nicht präsumirt, kein einziger Stein ist unecht. Dennoch hadern die Brüder, Jeder möchte seinen Edelstein als den besten, wertvollsten anerkannt wissen. Ein Streit, eitel und thöricht, aber gewiss nicht thörichter als jene Eitelkeit, welche sich mit einer guten Religion nicht zufrieden gilt, sondern die einzig gute haben will. Aber die Steine sind alle echt und unterscheiden könnte sie blos der Vater, der in seiner Liebe sicherlich Jedem das gegeben was ihm am zuträglichsten.

Allerdings ist es gerechtfertigt, dass Jedem der Stein, den er aus des Vaters eigener Hand erhalten hatte, der kostbarste, werthvollste sei. Wäre er in der That an Werth den andern auch nur gleich, so vereinigen sich Pietät, Familienliebe und kindli-

che Dankbarkeit, ihm eine höhere, ja die höchste Bedeutung zu geben.

Unbeschadet der Heiligkeit und Echtheit aller Religionen, muss Jedem diejenige, die er von seinem Vater ererbt hat, mit welcher sein ganzes Sein durch tausendfache Bande des Blutes, der Liebe, der Tradition verknüpft ist, am heiligsten, das köstlichste Besitzthum sein.

Zweifellos würde Lessing, wäre ihm diese Form der Fabel begegnet, ihr vor der decameronischen den Vorzug gegeben haben.

XIII.

Die Religion selber, wenn man ihr Ziel klar erfasst, ihre Aufgaben genau begrenzt, das, was sie will und soll, führt allein schon zu jener humanen Lösung des Problems. Wahrheit im absoluten Sinne, als Inbegriff des Wesens aller Dinge: ist Gott. Auch in der Bibel wird die absolute Wahrheit nur Gott als sein wesentlichstes Attribut zugeeignet. Jer. 10, 10. Ps. 31, 6. II Chron. 15, 3. Den Lehrern des Talmud, Sabbath 64, ist „Wahrheit eine Bezeichnung Gottes, sein Name und Siegel.“ Daher bleibt sie dem Menschen als zeitlichem Wesen, seinem von Raum und Zeit eingeschlossenen Denken und Begreifen, ewig entrückt. Eindringlich wird in der heiligen Schrift vor

dem dünkelfhaften Vermessen, vor dem thöricht-ten Wahne gewarnt, dass der niedere Mensch von dem geheimnisvollen Wesen Gottes reine, klare und absolut wahre Vorstellungen und Begriffe schaffen zu können, wähne! Vergl. 5. B. M., 4, 15.

Wie erhaben und ergreifend schildert die heilige Schrift die Sehnsucht des grössten Profeten und Gesetzgebers, das Antlitz Gottes ungetrübt, in seinem vollen Glanze, in der majestätischen Reinheit, ohne die Verhüllung zu erschauen, welche die Beschränktheit des menschlichen Denkvermögens, die menschliche Vernunft, die an manigfachen sinnlichen Anschauungsformen gebunden ist, bedingt. „Ich werde, so ward ihm zur Antwort, meine Allgüte vor dir vorüberführen, meine göttliche Gnade und Barmherzigkeit sollst du erfassen; mein Antlitz aber kannst du nimmer erschauen; denn nicht erschaut mich der Mensch, so er lebet.“ 2. B. M. 23, 16. ff. Nur jene Seite des göttlichen Bildes, das sich im grossen All widerspiegelt, ward ihm vergönnt zu sehen. Das. 22 und 23.

So lehrt die Religion selber, dass dem Menschen die absolute Wahrheit, das Antlitz Gottes, ewig verhüllt bleibt. Nur die menschliche, die relative Wahrheit, vermag er sich zu

erringen: dass er danach strebe, sind seinem Geiste Organe gegeben, und die Wissenschaft lehrt ihn, sie zu gebrauchen. Nicht der fertige Besitz, sondern das Erstreben der von den Schranken, welche seinem Denken gesetzt sind, begrenzten Erkenntniss, ist nach den Worten des Dichters, das hohe Gut des Menschen.

Gleichwie nun Erkenntniss der relativen Wahrheit das ideale Ziel der Wissenschaft, die Darstellung des Schönen, Object der Kunst ist, so hat die Religion das Gute und dessen Uebung, die Gestaltung des Lebens zum Segen als Aufgabe. Nur das soll sie lehren, nur darüber den Menschen unterweisen. Diese Begrenzung des Lehrgebiets der Religion ist nicht etwa modern, sie ist so alt, als die Lehre Mosis. Der grosse Gesetzgeber erklärt selber die Religion nicht anders.

„Sieh, ich lege dir vor das Leben und das Gute, den Tod und das Böse, wenn ich das Gebot dir gebe.“ Deut. 30, 15.

„Himmel und Erde rufe ich als Zeugen an, dass ich Leben und Tod dir vorlege, Fluch und Segen, damit du das Leben erwählst für dich und die Nachkommen.“ Das. 30, 19.

Die Antithese: Religion und Unreligion ist also: Leben und Tod, Segen und Fluch,

oder was dasselbe, das Gute und das Böse — nicht aber, welche Antithese uns an keiner Stelle begegnet, die Wahrheit und die Lüge. Diese bleiben der Gedankenarbeit des Menschen anheimgegeben, der dazu mit Geist ausgestattet ist.

Die Wahrheit, auch die menschliche, ist einzig, ausschliessend, darum unerbitterlich und oft hartherzig. Allein das Gute, der Segen, darf nie in Widerspruch gerathen zum Humanen. Wo das geschieht, hört es auf der Segen zu sein. Sie ist nicht mehr Religion, weil es mit ihrem eigensten Wesen, der Liebe, sich nicht verträgt, wenn sie die Heiligthümer Anderer geringachtet.

Darum stellt die jüdische Religion nicht die Anforderung, als die allein und ausschliesslich echte anerkannt zu werden. Wenn der Talmud, der nicht ansteht, einen heidnischen Jüngling in der Tugend der Elternliebe und Pietät als Muster anzupreisen, die Lehre predigt: „Die Frommen aller Völker haben Antheil an der grossen Verheissung für die Zukunft“, so lehrt er damit, dass auch Bekennern anderer Religionen, sofern sie nicht den elementaren Begriffen der Menschlichkeit, den sogenannten noachidischen Geboten zuwider sind, das Prädicat der „Frömmigkeit“ zukomme, sowie dass das, was die Religion ihren Getreuen

als Lohn für fromme Handlungen verheißt. den Bekennern anderer Religionen für ihre frommen Handlungen nicht entgehe! Jede Religion erfüllt eine eigene, göttliche Mission.

In der Achtung entgegengesetzter Religionsanschauungen geht das Judenthum so weit, dass die Talmudisten zur Pflicht machen, in Gegenwart fremder Glaubensbekenner vorsichtig und streng alles zu vermeiden, was ihren religiösen Sitten und Gebräuchen zuwider ist. Verpönen sie irgend einen Genuss, so darfst du ihn nicht in ihrem Beisein dir erlauben. „Denn ein heiliges Volk bist du dem Ewigen, deinem Gotte.“ Sifré zu Deuteronomium 14, 21. Geringachtung fremder Bekenntnisse und Ueberzeugungen widerspricht dem Begriffe der Heiligkeit.

Ja, die Idee der Auserwähltheit, welche oft zu ungerechten Anschuldigungen wider uns Anlass gegeben, sagt nichts anderes, als dass „Israel für seine Lehre“ von Gott erkoren und bestimmt worden, während die anderen Völker bestimmt sind, in anderen religiösen Formen den Idealen der Menschheit nachzustreben.

XIV.

Religion gehört zu den subjectiven Aeusserungen der Menschennatur, ist Sache der Empfindung, des Gemüthes, des Herzens. Was mein Inneres tief ergreift, die Saiten der Seele in rythmische Schwingungen mir bringt, muss nicht immer im Herzen eines Anderen eine gleichergreifende Wirkung erzielen. Wie Einer ist, sagt Göthe, ist sein Gott. In seinem Ebenbilde schafft sich der Mensch seine Gottheit. Nur das, was er in seinem Selbstbewusstsein entwickelt hat, wird ihm zum Bande zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen, d. h. Religion. Obgleich ein Erbtheil der Väter, müssen wir sie uns dennoch erst erwerben, um sie unser volles Besitzthum zu nennen, als ein selbsterrungener Kampfpreis, als das eigenste Eigenthum. Jeder aber erwirbt sie in anderer Art, in anderem Grade.

Vor der Gottheit beugt sich der Bettler, wie der König, der Glückliche, wie der Unglückliche, der Bösewicht, wie der Redliche. Der Gedanke an sie verklärt das fröhliche Kind, begeistert den kühnen Jüngling, erhöht die Thatkraft des rüstigen Mannes, helebt die Hoffnung des zitternden Greises. Dennoch ist Gott „Jedem ein anderer“. Das Kind, der Mann, der Greis, der Alleinstehende, der Familien-

vater, der Arme, der Reichē, der Verlassene, der Leidende, der Hoffende, der Glückliche, der Tugendhafte, der Reuige, der Bittende, der Dankende, der Sterbende: sie alle haben Einen Gott, aber nicht denselben.

„Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen an,
 „dass Alle, Israelit oder Nichtisraelit, Mann
 „und Frau, Sklave oder Magd, nach Mas-
 „gabe und Reife ihres Lebens und Handelns
 „die Offenbarung des heiligen Geistes em-
 „pfangen.“ Tana debe Elia rabba, 9, Anfang.

Aus den Einzelentwicklungen resultirt die Gesamtentwicklung. Religion ist die edelste Manifestation des Volksgeistes; steht im innigsten Zusammenhang mit dem Volksleben und der Eigenart der Volksnatur. Wie aber die Individualität des Menschen seinem Grundcharakter und Idealbegriffe nach bei jedem Volke in anderer Eigenthümlichkeit sich gestaltet, so gewinnt auch die Religion, welche das Wesen des individualisirten Volksgeistes am schärfsten ausprägt, bei jedem Volke eine andere Eigenart, einen anderen Charakter. In solchem Sinne darf man sagen, dass jedes Volk seine eigene besondere Offenbarung von Gott empfangen hat.¹⁾ Er aber ist nicht minder gross, weil er

¹⁾ Das Zehnwort, die Grundgebote des sittlichen

von jedem Volke anders erfasst, in jeder Zeit und von jedem Geschlecht anders angebetet wird.

Wozu also der Streit? Wozu die gegenseitige Beschuldigung? Die drei Ringe sind gleich echt, empfangen aus derselben, aus des Vaters Hand! Und Er, Dein, mein Vater war kein Fälscher! Nur sind die Finger verschieden; nicht Allen passt derselbe Ring.

Ein alter jüdischer Lehrer vergleicht die Verschiedenheit der Religionsmeinungen unter den Menschen mit der Mannigfaltigkeit in Form, Ausdruck, Bildung des menschlichen Gesichtes. Das Gleichmässige und Einförmige ist etwas Ungehöriges und Unschönes, der gesammten Naturordnung, dem offenkundigen Plane des Schöpfers zuwider. Warum sollte an inneren Menschen mich stören, Verwunderung und Tadel wecken, was am äusseren noch Wolgefallen findet? *Keschem scheponecem enom schowoth, kach daathchem enom schowoth.*

Hier haben wir eine Parallele zu Saladin's treffendem Worte: „Ich habe nie verlangt, dass allen Bäumen Eine Rinde wachse“.

Lebens, sagen die Rabbinen, ist bei der grossen Offenbarung am Sinai von Gott selber in aller Völker Zungen verkündet worden. Jeder vernahm es in seiner eigenen Sprache (Midrasch z. St.) gemäss seinem Fassungsvermögen. Jalkut I § 28, b.

XV.

In einem andern Punkte noch differirt die Erzählung des Dekamerone von der des Schewet Jehuda. Der Melchizedek des italienischen Dichters verleiht dem Eigner des Ringes Erb- und Herrschaft des Hauses. Bei Nathan wird blos die praktische Geltendmachung dieses Rechtsanspruches illusorisch. In abstracto lässt er Allen das vermeintliche Recht; das Interesse jedoch ihres kostbaren Ringes zwingt sie, von diesen Ansprüchen zu schweigen. Beginnen sie den Streit, so führen sie den Nachweis, dass sie alle betrogene Betrüger, die Ringe allesammt gefälscht sind. Anders der weise Ephraim im Schewet Jehuda. Religionswahrheit darf weder Bedingung sein, noch Berechtigung geben zur weltlichen Herrschaft, zur äusserlichen Suprematie über die andern Brüder. Der Besitz eines echten Steines ist an sich Gut und Schatz genug, dass er keiner andern Zugaben bedarf, um begehrenswert zu sein. Da die Steine allesammt echt sind, kann ohnehin keiner von den Söhnen besondere Rechtsansprüche für sich ableiten, über die Brüder zu herrschen.

Darin sehen wir Nathan mit Ephraim übereinstimmen, dass der Glanz und der Triumph der Religion nicht mit der Macht und

nicht mit dem Rang ihrer Bekenner, noch mit den äusseren Besitzthümern der Getreuen, als vielmehr in dem Masse sich steigert, in welchem sie den Geist der Selbstsucht und des Dünkels zu tilgen weiss, den Geist der Demuth und Nachsicht, den Geist der Gerechtigkeit und brüderlichen Hingebung zu beleben, und zu erhöhen; in dem Masse, in welchem sie aus unseres Herzens-Spalten einen Quell und Strom der Liebe eröffnet und ergiesst, nicht um ihn elendiglich an der Grenzscheide des Bekenntnisses versumpfen und versanden zu lassen, seine Gewässer vielmehr weit hinaus zu senden, dass sie allen Menschenkindern den Brudergruss überbringen; mit einem Worte: in dem Masse, als sie uns dem Gipfel, dem Ziele sittlicher Vollendung nahe führt.

Somit sind wir an den Punkt gelangt, bei dem wir schliessen wollen. Wir haben Nathan vor das Forum der „rechtgläubigen Synagoge“ geführt und sie hat ihn als ihren treuen Sohn nicht nur anerkannt — sie hat ihn in seinen Lehren, seinen Charakterzügen als einen Jünger der alten, grossen Rabbinen anerkannt. Aus dem Innersten seines Stammes- und Religionsbewusstseins heraus hat er vor Saladin ausgerufen:

„Sultan, ich bin ein Jud“.

SCHLUSS.

„Wie bisweilen, sagt Göthe, in Familien, die sich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift, alle bisher in der Familie vereinzelt und nur andeutungsweise vorgekommenen Anlagen vereinigt und vollkommen in sich darstellt; ebenso geht es auch mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wol einmal, wenn es glückt, in einem Individuum zusammenfassen.“

Ein Charakter solcher Art, der es im höchsten, gemässesten Sinne darstellen sollte, erzeugte das jüdische Volk in Mendelssohn, einem echten und rechten Menschen, einer idealen Verkörperung der harmonisch in sich abgeschlossenen Lebensweisheit. Ein Denkmal seiner würdig, welches in und mit ihm zugleich das jüdische Volk zur Darstellung bringt, ist die Lichtgestalt Nathans, wie sie der grosse Dichter erfasst und geschaffen hat. Gleich dem jüdischen Volk, das aus den harten Kämpfen düsterer, barbarischer Zeiten durch die grausen Schickungen finsterner Jahrhunderte zu einer lichten und heiteren Milde der Gesinnung, zu der lauterer und unerschüt-

terlichen Toleranz hinangeleitet worden, welche ihren schönsten Ausdruck gefunden hat in der unvergleichlichen Lehre:

„Verfolge nicht, auch nicht den Bösen, den
 „Sünder; verfolgt der Gerechte den Frevler,
 „dann ist Gott auf Seite des Bedrängten
 „und Unterdrückten, nicht des Gerechten.“

Wajikra rabba, 26:

so hat Nathan durch die Schule leidvoller Erfahrungen zu der Tiefe und Freiheit des Denkens, zu der idealen Seelengrösse sich hindurchgerungen, welche unter dem Druck trennender Religionsunterschiede, nur um so wärmer und inniger auf das unzerreissbar einende Band des rein und einfach Menschlichen dringt, welche gegen sich selbst die strengste Selbstverläugnung und gegen die Mitmenschen die löchste Nachsicht übt.

Dieserthalben dürfen wir sagen, ob er auch unser ist von Blut und von Geist, unser mit Kopf und Herz, so ist es doch sicher

„Und gewiss,

„Dass er Euch alle geliebt und gleich

„Geliebt.“







Mania

(w)
Loudly

Frederick
&

Not wanted in RBSC

